RÖMISCHE SKIZZEN

von

Thomas Imlau

PRUSIAS

Ein strahlender Morgen brach an und das Marsfeld lag im goldenen Dunst der Frühe, der aus den taufeuchten Wiesen emporstieg. Tausende von Blumen blühten und ein lauer Wind ließ die Blätter an den hohen Ulmen flirren. Zahlreiche Baumgruppen erweckten den Eindruck einer weiten Parklandschaft. Der Tiber rauschte zwischen seinen grünen Ufern, die dicht mit Weiden, Pappeln und Erlen gesäumt waren. Zu dieser frühen Stunde erzeugte die noch kühle Luft eine Gänsehaut auf den nackten Armen, doch die Sonne stieg rasch höher und ihre wärmenden Stahlen liebkosten die Rücken der ersten Bürger, die bereits zu so früher Stunde aus der schattigen Wölbung des Stadttors hervorströmten und zum Tiber hinunterstrebten. Sie alle wollten das Prunkschiff des bithynischen Königs Prusias sehen, das seit dem Vorabend dort vor Anker lag.

Eine leichte Brise verscheuchte endlich den feinen Nebel, und die Sonnenstrahlen ließen die Farben aufleuchten. Es war ein so schöner Sommermorgen, daß die Menschen ausgelassen lachten und plauderten, während sie dennoch sorgsam auf den Faltenwurf ihrer Toga achteten. Die Vögel sangen aus voller Kehle und zahlreiche kleine Tiere brachen in voller Flucht durch das grüne Dickicht der Flußaue, aufgeschreckt durch die in dieser frühen Morgenstunde ungewohnte Zahl von Menschen. Die mächtigen alten Bäume des Lucus Petelinus brausten im Morgenwind, der jetzt kräftig auffrischte und den Duft des Meeres mit sich brachte.

Das Rom der Republik war eine Landstadt mit niedrigen Bauten und winkligen Gassen. Kein einziges Bauwerk aus Marmor war

dort zu sehen. Nicht einmal die Tempel waren mit diesem Gestein verkleidet und geschmückt. So beschreibt Plutarch das Aussehen der Stadt zur Zeit des zweiten punischen Krieges. Doch bereits einige Jahrzehnte später bot Rom ein ganz anderes Bild, denn nun war ein großer Teil des griechischen Ostens unterworfen und man huldigte der Stadt am Tiber. Unablässig trafen Gesandtschaften ein. Nicht nur Städte und Inseln schickten Abordnungen; selbst Könige kamen angereist, um ihre Reiche vom Senat bestätigen zu lassen. Einer von diesen war König Prusias von Bithynien, dessen Prunkschiff im Tiberhafen ankerte und zu dem die neugierigen Römer schon so früh am Morgen hinauseilten.

»Sagte ich nicht, daß eher den Geiern ein Aas entgehen könnte, als daß Rufus irgendein seltenes Schauspiel versäumen würde, und wenn er deshalb bis nach Capua laufen müßte?! «

Der so Angesprochene, ein junger Mann in einer leuchtend grünen Tunika, drehte sich nach dem Sprecher um und entgegnete: »Was hätte ich denn tun sollen, mein lieber Sextus, da ich nichts besonderes zu erledigen hatte und erfuhr, daß ein so riesiges Schiff von nie erblickter Pracht hier angelegt habe. Und noch dazu einen König trage, der vom fernen Schwarzen Meer bis zu uns hierher nach Italien gesegelt ist. Und ich glaube, daß du und auch Furius es kaum erwarten könnt, dieses Schiff zu sehen!«

»Gewiß, beim Jupiter! Und Lentulus aus Capua leistete uns Gesellschaft; ich weiß jedoch nicht, wo der jetzt geblieben ist. Bis eben noch waren wir zusammen und er zog mich die glitschige Schiffsplanke hinauf, weil meine Schuhe abrutschten, während er barfuß war. Dann habe ich ihn jedoch aus den Augen verloren.«

Der dritte im Bunde – der junge Furius – bekräftigte die Aussage des Sextus, indem er sprach: »Das stimmt! Aber was sollen wir jetzt machen? Auf ihn warten oder ihn auf dem Schiff suchen?«

Hierauf entgegnete Rufus: »Laßt uns weitergehen, denn wahrscheinlich ist er schon an uns vorüber in die Stadt gelaufen, weil auch er uns sucht. Wenn nicht; Lentulus kennt ja den Weg und wir müssen nicht befürchten, daß er sich ohne uns verläuft.«

Sextus gab hierauf zu bedenken: »Es ist immerhin unhöflich, nicht auf ihn zu warten. Wenn allerdings auch Furius deiner Mei-

nung ist, dann laßt uns in die Stadt zurückkehren.«

Das Schiff, von dem die drei jungen Römer gesprochen hatten, und das sie zu so früher Stunde besuchten, war die Prachtgaleere des Prusias. Jetzt lag das riesige Fahrzeug, desgleichen man in Italien noch nie erblickt hatte, im Tiber vor Anker. Und es war der Neugier und Bewunderung der Schaulustigen zweifellos wert. Nach Auskunft des Schiffszimmermanns war es über fünfzig Meter lang, annähernd fünfzehn Meter breit und der Mast fast dreißig Meter hoch. Das prächtige Vorderdeck strotzte nur so von Gold und Elfenbein und war auf beiden Seiten mit dem Bild eines Elefanten geschmückt, denn das Schiff war in Alexandria gebaut worden. Auch die sonstige Ausstattung, die Malereien, das rote oberste Segel am Mastbaum, nicht zu vergessen die Anker, Winden und Drehmaschinen dazu, endlich die Kabinen längs des Achterdecks, das leicht gekrümmt hoch aufstieg und von einer goldenen Gans gekrönt wurde: all das erregte höchste Bewunderung. Allein die Menge der Matrosen konnte man nur mit einem Heer vergleichen. Und all das regierte mit sicherer Hand ein kleines altes Männchen, das mit Hilfe einer dünnen Stange die mächtigen Steuerruder bewegte.

Unsere drei Freunde warfen noch einen letzten Blick auf das Prunkschiff und eilten dann durch die feuchte Wölbung der Porta Trigemina quer über das Forum Boarium dem Senatsgebäude zu.

Noch strahlte das Tal zwischen Palatin und Kapitol morgendliche Kühle aus, aber schon kroch das warme Sonnenlicht auf der Fassade der Kurie stetig tiefer und würde bald das Pflaster erreichen, um es zu überfluten und dessen Steine für die ersten Müßiggänger anzuwärmen. Von denen gab es damals in Rom zwar noch nicht so viele wie in späteren Zeiten, jedoch waren sie bereits zahlreich genug, um Cato zu der Bemerkung zu veranlassen, er wolle am liebsten das Forum mit spitzen Steinen pflastern lassen, um den Nichtstuern den Aufenthalt dort zu verleiden.

Damals gab es nicht nur viel weniger Müßiggänger, sondern es gab auch die Curia Iulia noch nicht, die man doch heute als Senatsgebäude zu betrachten gewohnt ist. Denn erst Caesar sollte jenes uns so vertraute Bauwerk errichten lassen und Augustus es schließlich einweihen. Jetzt – im Jahre 167 v. Chr. oder 587 nach Gründung der Stadt, wenn wir Varro folgen wollen – stand am Forum noch die alte Curia Hostilia, die auf den sagenhaften König Tullus Hostilius zurückging. Sie stand etwa dort, wo sich seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts nach Christus bis heute der Triumphbogen des Septimius Severus erhebt.

Aus grauem Tuff bestehend, machte das Bauwerk einen durchaus düsteren Eindruck. Überhaupt war das Forum weit davon entfernt, im Glanz des Marmors zu prunken, sondern es wurde damals noch von Gebäuden aus heimischem Stein und von nicht wenigen Holzbauten gesäumt. Das größte und neueste Bauwerk – von der Markthalle Catos einmal abgesehen – war die Basilika des Aemilius Lepidus, die dieser vor einigen Jahren in Auftrag gegeben hatte, um den Ruhm seiner Familie zu verkünden. In Griechenland hatte er zum ersten Mal derartige Hallenbauten erblickt. Auf seine Frage nach dem Namen eines solchen großartigen Gebäudes nannte man ihm das Wort »Basilika«. Dieser Name gefiel ihm und weckte in ihm den Wunsch, auch in Rom am Forum eine solche »Königshalle« errichten zu lassen. Denn damit konnte er demonstrieren, daß die Aemilier nicht nur über Geldmittel, sondern auch über Geschmack verfügten.

Mit diesem epochalen Neubau des Aemilius Lepidus begann unter den führenden Familien Roms ein vermehrter Wettstreit, die Stadt am Tiber mit repräsentativen Bauten zu schmücken. Es entstanden Tempel und Säulenhallen, jedoch schon bald reichte selbst die neue Basilika nicht mehr aus: es mußte eine noch größere und prächtigere her. Deshalb beschloß Sempronius Gracchus gegenüber der Basilika des Aemilius Lepidus seine eigene zu errichten, die Basilika Sempronia. Er hatte dazu eigens einen Architekten aus Antiochia verpflichtet, mit dessen Hilfe er seinen Vorgänger übertrumpfen wollte. Nach eingehender Besichtigung des Bauplatzes erklärte der Baumeister jedoch, es sei nötig, zuerst die dort be-

findliche Halle des Scipio Africanus niederzureißen. Schweren Herzens willigte Gracchus ein, denn der Sieger über Hannibal war schließlich sein Verwandter.

Aber zurück zu den Vorgängen auf dem Forum. Trotz der frühen Stunde war die Arbeit an der neuen Basilika schon in vollem Gange. Hallende Hammerschläge und unterdrückte Flüche bildeten die Begleitmusik zu dem Transport von Balken und Quadern. Die Balken, die den angenehmen Duft frischen Holzes verströmten, kamen aus den Wäldern des Appenins, während die großen Quader aus den Travertinbrüchen von Tibur stammten. Der Lärm der über das Pflaster holpernden zweirädrigen Karren war ohrenbetäubend. Allmählich belebte sich das Forum, als die Geldwechsler erschienen und ihre Buden öffneten. Alsbald funkelten kleine Münzhäufchen in der Morgensonne. Aus weitgeöffneten Tempeltoren fegten die Tempelhüter den mit Sägespänen vermischten Kehricht hinaus, eine Sitte, die man noch heute in Rom zur Reinigung von Steinfußböden anwendet. In einem Pferch, der sich direkt hinter dem Tempel der Dioskuren an den kühlen Abhang des Palatins schmiegte, blökten Schafe und meckerten Ziegen, die dort als Opfertiere gehalten wurden. Auch der Sklavenmarkt am Castortempel belebte sich nun und die ersten der Unglücklichen wurden aus ihren Kerkern zu den Verkaufsständen geführt. Von der Burg trug der Wind das Geschnatter der heiligen Gänse der Juno herüber, die beim Galliereinfall durch ihre Wachsamkeit das Kapitol gerettet hatten und seitdem auf Beschluß des Senats dort verhätschelt wurden.

Endlich erschienen die Schreiber des Praetors, der in der Basilika Aemilia zu Gericht sitzen würde. Die Parteien des ersten Prozesses waren bereits erschienen. Es waren Geldwechsler, die sich um einen Stand auf dem Markt stritten. Sie warteten vor dem Gebäude und sahen unterdessen den Bauarbeitern zu, die dabei waren, die mächtigen Fundamente für die neue Basilika des Gracchus zu legen. Noch recht schläfrig machten sich unterdessen die Gehilfen des Praetors nützlich, indem sie Bänke zurechtrückten und Akten auf dem Tribunal ordneten. Endlich erschienen die Liktoren, denen der Praetor folgte. Huldvoll entließ er seine Klienten,

die ihm von zuhause bis hierher das Geleit gegeben hatten. Gönnerhaft nickte er dem Ersten Schreiber zu, der ihm eilfertig den Amtssessel zurechtrückte und dann mit feierlicher Miene die Prozeßakten reichte. Die Parteien und das Publikum kamen nun herein und die Gerichtsverhandlung konnte beginnen.

Allmählich wurde es heiß und die rasch steigende Sonne tauchte die Bauten des Tals in ein warmes Licht. Die Säulen der Tempel warfen lange Schatten, die sich jedoch rasch verkürzten. Hoch oben auf dem Palatin rauschten schlanke Palmen in der Sommerbrise, die vom Meer herüberwehte. Essensgeruch, vermischt mit den scharfen Ausdünstungen des Viehs, trieb vom Forum Boarium herüber. Überhaupt roch Rom zu dieser Zeit noch verdächtig nach Dorf.

Immer mehr Gestalten bevölkerten nun das Forum, um ihren Geschäften oder Vergnügungen nachzugehen. Einige Nachzügler eilten zum Prozeß, während andere bereits im Schatten einer Mauer oder Säulenhalle die Würfel klappern ließen. Auch an Fremden herrschte kein Mangel. Sie sahen sich das Forum an oder suchten Tempel auf, um dort für eine glückliche Reise zu opfern. Man konnte hellhaarige Gallier aus Oberitalien, gelbliche Syrer, dunkle Afrikaner und geschwätzige Griechen erblicken. Frauen waren hingegen nur wenige zu sehen außer einigen Sklavinnen, die Einkäufe zu erledigen hatten. Allmählich wurden die modrigen Ausdünstungen des nahen Tibers immer lästiger – ein Zeichen, daß der Tag heiß zu werden versprach. Und die Verzeichnisse der Libitina begannen sich seit einigen Tagen wieder zu füllen und entlang der Ausfallstraßen wurde so manches neue Grabmal in Angriff genommen.

Der staatliche Ausrufer hatte gerade an der Graecostasis die dritte Tagesstunde verkündet, als vom Argiletum her plötzlich Unruhe aufkam. Hörner ertönten mit dumpfem Brüllen und der Ruf wurde laut: »Platz für König Prusias, den Herrscher von Bithynien!« Hochgewachsene, kräftige Sklaven in prächtigen Gewändern trieben die Menge zur Seite. Schwankend näherte sich ein riesige Sänfte und jetzt trafen auch unsere Freunde, die inzwischen auf den vermißten Lentulus gestoßen waren noch atemlos

vom schnellen Lauf vor der Kurie ein und schoben sich neugierig durch die Menge.

Hoch über den Häuptern der römischen Bürger ruhte König Prusias in seiner Luxussänfte aus kostbaren Hölzern, die von einem Dutzend riesiger Numider geschultert wurde. Von allen Seiten wurden anerkennende Rufe laut, denn das römische Auge hatte seit jeher eine Vorliebe für athletische Gestalten, geschult durch die täglichen Sklavenauktionen. Manch ein Kenner in der Menge dachte, daß diese Prachtburschen wie geschaffen für die Arena seien. Auch unser Lentulus war da ein ganz besonderer Experte, denn er kam schließlich aus Capua, das für seine Fechterspiele berühmt war und eines Tages einen Spartacus hervorbringen sollte. Manch einem juckte es in den Fingern in die Muskeln der Schwarzen zu kneifen, wie er es vom Sklavenmarkt her gewohnt war.

In diesem Meer von Bewunderung und Freude am prächtigen Schauspiel schwankte die Sänfte des Herrschers von Bithynien mit noch immer zugezogenen Vorhängen daher. Erst als die Prozession den freien Platz vor der Kurie erreicht hatte, ließ König Prusias sich endlich sehen. Vorsichtig setzten die Numider die Prachtsänfte nieder, ein Jüngling des Gefolges eilte herbei und breitete einen kostbaren Teppich in den römischen Staub, während ein zweiter die purpurnen Vorhänge beiseite zog, sodaß man den Herrscher erblickte. Dieser blinzelte mit zusammengekniffenen Augen in die grelle Morgensonne, die seinen tiefschwarzen gepflegten Bart erglänzen ließ. Würdevoll stieg er herab, indem er seinen Fuß auf den Nacken des auf dem Teppich knienden Jünglings setzte. Hoch aufgerichtet winkte er dann hoheitsvoll in die Runde, wobei die vielen kostbaren Ringe, mit denen seine Finger über und über bedeckt waren, in der Sonne funkelten.

Ein Bauer zog Rufus an seiner grünen Tunika, und indem er ihm seinen Knoblauchatem ins Gesicht blies, fragte er: »Sag, Freund, ist das der Großkönig von Persien, dem das riesige Schiff im Tiberhafen gehört?«

Herablassend entgegnete Rufus: » Du hast es erkannt, mein guter Alter, es ist Darius persönlich, der direkt aus Athen kommt, um dem Senat von seinem Seesieg bei Salamis zu berichten.«

Inzwischen hatte sich die Aufmerksamkeit der Menge noch intensiver der Gestalt des fremden Herrschers zugewandt, der in seine kostbaren Gewänder gehüllt vor den staunenden Römern stand. Seit man die etruskischen Herrscher vertrieben hatte, galt in Rom jeder König als gefährliches Monster. Hatte doch Cato sogar den Ausspruch getan, ein König sei von Natur ein fleischfressendes Raubtier, wovon die meisten Römer völlig überzeugt waren. Schon das Wort »Rex« genügte, um bei jedem echten Römer eine Gänsehaut über den Rücken zu jagen. Jetzt stand ein solcher leibhaftiger »Rex« vor ihnen, und sie alle waren entschlossen, sich keine Einzelheit, keine Bewegung des «Ungeheuers« entgehen zu lassen.

König Prusias seinerseits fühlte gar wohl die Woge von mit Abneigung vermischter Neugier, die ihm hier entgegenschlug. Sein ganzer Aufputz war darauf berechnet, die Römer zu beeindrucken. Er steckte in einem schön geblümten Purpurmantel und trug Sandalen aus feinstem roten Leder. Auf seinem kahlgeschorenen Haupt, das von duftenden Salben triefte, saß eine spitze Filzmütze, die in ihrer Schlichtheit einen komischen Kontrast zu seinem übrigen Aufzug darstellte. Diese merkwürdige Kopfbedeckung zog darum aller Augen auf sich. Erstaunt machte man sich gegenseitig auf die Mütze aufmerksam. Ein Gassenjunge schrie: »Seht den Freigelassenen! Hat er nicht einen schönen Hut erhalten?«

Spöttisches Gelächter wurde laut und die römischen Lästerzungen begannen, gehässige Kommentare von sich zu geben. Unser Sextus, der keine Gelegenheit zu spotten vorübergehen lassen konnte, pfiff so laut auf zwei Fingern, daß die Umstehenden sich die Ohren zuhielten.

Ein Liktor, der mit dem Rutenbündel, dem Symbol der römischen Macht, aus dem dämmrigen Innern der Kurie heraustrat, machte dem Tumult ein Ende. Stille trat ein. Der Amtsdiener präsentierte das Rutenbündel vor dem König und verkündete dann, dem Innern der Kurie zugewandt, mit weithin schallender Stimme: »König Prusias, der Herrscher von Bithynien!«

Prusias lächelte herablassend und schritt würdevoll die Treppe empor. Die Menge vor der Kurie wogte in und her, viele reckten

sich auf die Zehenspitzen, um besser sehen zu können. Die ersten Ohnmächtigen sackten in der Hitze zusammen und wurden zertreten.

Obwohl die Torflügel der Senatskurie weit offen standen, drang der Blick nicht weit ins Innere, da die einfallende Sonne den Innenraum nur im Umkreis von wenigen Metern um den Eingang erhellte, während der Rest des weiten Saales von draußen gesehen im Zwielicht lag. In kühler Dämmerung harrte der Senat von Rom des Auftritts des Königs, während das dazugehörige Volk sich draußen in der heißen Sonne drängte.

Anfangs hatten die Konsuln den Senat im Tempel des Iuppiter auf dem Kapitol zu versammeln beabsichtigt, jedoch dann war man dem Rat und Antrag Catos gefolgt und hatte für die Sitzung die Curia Hostilia am Forum gewählt, denn Cato wollte bei einer bestimmten Szene möglichst viele Zuschauer haben.

Der erlauchte Senat von Rom saß also wartend da. Als der Liktor seinen Spruch getan hatte, blickten die versammelten Väter gespannt zur Tür, in der nun Prusias erschien. Doch – was tat der König?! Der prächtig gewandete Herrscher senkte plötzlich beide Arme bis zum Boden und warf sich dann, noch immer im Eingangsbereich und somit in Sichtweite des Volkes, bäuchlings auf den Estrich. Dort blieb er flach liegen und küßte die Schwelle. Nach einer wohlberechneten Pause rief er mit bebender Stimme in die atemlose Stille, die drinnen und draußen herrschte: »Seid gegrüßt, rettende Götter!«

Die Senatoren waren sprachlos. So mögen einst ihre Ahnen zur Zeit des Galliereinfalls auf ihren kurulischen Stühlen gesessen haben, bis jener vorwitzige Bursche, dessen Namen leider niemand überliefert hat, einen von ihnen am Bart zupfte. Die Physiognomien der Herren des Erdkreises ähnelten jedenfalls verblüffend jenen wächsernen Ahnenmasken, die jeder von ihnen zu Hause im Atrium ausgestellt hatte.

Der Pöbel vor der Kurie fing sich als erster. Tolles Gelächter und Geschrei wurden laut und ein widerwärtiger Alter krächzte mit heiserer Stimme: «Macte! Es lebe König Prusias, der Freund des römischen Volkes! Heil! Heil!«

Rasender Beifall in Form von Getrampel, Pfiffen und Händeklatschen stimmte ein. Der römische Pöbel war völlig in seinem Element. So ein großartiges Schauspiel und das ganz unverhofft! Es war schon etwas los in Rom! Und Lentulus, als Campanier ein Kenner der Schauspielkunst, rief aus: »Beim Pollux, ihm gebührt der Siegeskranz!«

Währenddessen hatte auch der Senat, der wahrlich viel gewohnt war, seine momentane Erstarrung überwunden. Die maßlos erstaunten Mienen der Väter glätteten sich und feierliche Gelassenheit – das Markenzeichen des römischen Staatsmannes – hielt wieder Einzug auf ihren Gesichtern.

Da erhob sich ein Mann. Er trug eine einfache Toga, die gewiß nicht mehr als einhundert Denare gekostet hatte. Was an ihm aber am meisten auffiel, waren seine roten Haare und durchdringende grüne Augen. Dieser Mann, den in Rom jedes Kind kannte, war Marcus Porcius Cato.

Indem er Prusias' Hand ergriff, sprach er: » Macte, Prusias, König von Bithynien! Der Senat und das Volk von Rom nehmen deine Huldigung gnädig entgegen!«

Er schob seinen Arm unter den des Königs und geleitete diesen über die Schwelle des Allerheiligsten, indem er in leichtem Plauderton fortfuhr: »Wir brennen förmlich darauf, näheres über die Verhältnisse in Bithynien zu erfahren. Sind dort nicht erst kürzlich weitere Silbergruben erschlossen worden?!«

Prusias zuckte bei diesen Worten unmerklich zusammen und bemühte sich, das Gespräch in ein anderes Fahrwasser zu bugsieren. Unterdessen waren beide in der Mitte der Kurie angelangt. Durch einen fragenden Blick die Redeerlaubnis des vorsitzenden Konsuls einholend, ergriff Cato erneut die Hand des Königs und begann mit tönender Stimme: »Versammelte Väter, ich habe die Freude und Ehre, unseren alten Freund und Bundesgenossen Prusias von Bithynien in unserer Mitte zu begrüßen. Wir alle kennen seit Jahren seine unverbrüchliche Treue dem römischen Volk gegenüber und schätzen ihn dafür sehr. Heute ist er mit einer Botschaft zu uns gekommen, die so wichtig ist, daß er in eigener Person den weiten Weg von seinem Königreich bis hierher nach Rom zurück-

legte, um selbst zu uns zu sprechen. Und wenn ich die Art und Weise seiner Huldigung richtig deute, so wird seine Botschaft uns gewiß behagen!«

Räuspern und Hüsteln unterbrachen ihn. Viele der Senatoren, denen zu dämmern begann, was gespielt wurde, konnten ein Grinsen nicht unterdrücken. Die Störer mit strafenden Blicken bedenkend rief Cato: » König Prusias, der Freund Roms, möge sprechen!«

Prusias blickte schlau in die erlauchte Runde, nickte Cato zu und begann: »Ich danke dir, Censor!« – Und zu den versammelten Vätern gewandt: »Erlauchter Senat von Rom, großmütige Römer, Beherrscher der Erde! Ich kam von weither, um den hier versammelten Vätern, beinahe möchte ich sagen – Göttern! – meinen heißesten Dank auszusprechen.«

Nach einem prüfenden Blick in die aufmerksam lauschende Runde fuhr er fort: »Ihr habt mein Königreich vor dem makedonischen Joch bewahrt. Denn schon streckte jener falsche Perseus, den die Unterirdischen verderben mögen, seine gierige Hand nach meinem Land aus, als ihn das strafende Schwert der Söhne des Mars traf. Wieder einmal hat Rom durch die Vernichtung jenes Räubers bewiesen, daß es wahrhaftig die Mutter und Beschützerin des Erdkreises ist, so wie der Senat der Hafen und der Zufluchtsort der Verfolgten genannt zu werden verdient!«

Beifallheischend um sich blickend fuhr er nach kurzer Pause erneut fort: »Ich bin gekommen, um den römischen Volk meine ewige Treue und Freundschaft zu versichern. Ich verspreche ferner, daß ich in allem so handeln werde wie mein Vater, der den gefährlichen und treulosen Punier an Rom auslieferte. Leider gelang es jenem jedoch, sich der verdienten Strafe durch den Giftbecher zu entziehen.«

Wir müssen hier einflechten, daß jeder Vater, den der König soeben erwähnte, Prusias I. war, ein seltener Lump, der den großen Hannibal, der im Vertrauen auf das Gastrecht an seinem Hof Zuflucht gesucht hatte, an die Römer verriet und dadurch in den Tod trieb. Im gleichen Jahr starb auch Scipio Africanus, den wiederum die Machenschaften Catos aus Rom vertrieben hatten.

Durch die wohlwollenden Mienen der interessiert lauschenden Senatoren ermutigt rief Prusias nun mit theatralischem Pathos: »Was gibt es Größeres und Ehrenvolleres als den Titel »Freund und Bundesgenosse des Römischen Volkes«?«

Und mit sich überschlagender Stimme: »Als bescheidenes Zeichen meiner Freundschaft und Verehrung erlaube ich mir, dem Tempel des Jupiter goldene Kränze im Werte von fünfhundert Talenten zu weihen.«

Bei diesen letzten Worten des Königs hellten sich die Mienen der versammelten Väter noch weiter auf und ein sarkastisches Lächeln spielte um Catos Mundwinkel.

»Ich bitte euch, dieses Weihgeschenk gnädig anzunehmen und mir eure Freundschaft zu bewahren!«

Der König ließ seine wohleinstudierte Rede mit einer tiefen Verneigung ausklingen. Beifälliges Gemurmel erhob sich und wieder ergriff Cato, der hier eindeutig Regie führte, das Wort.

»Wir danken dir, König Prusias von Bithynien! Volk und Senat von Rom sind stolz, sich eines solchen Bundesgenossen rühmen zu dürfen. Sei du uns, was unseren Vätern König Hiero von Syrakus war!«

Hiero war der Tyrann von Syrakus, der die Römer im Zweiten Punischen Krieg mit großen Mengen an Lebensmitteln, Geld und Hilfstruppen gegen die Karthager unterstützt hatte.

Ob des schmeichelhaften Vergleichs strahlte der König über sein ganzes verschlagenes Händlergesicht. Unwillkürlich machte er eine Bewegung, als wolle er Cato umarmen.

Mit halblauter Stimme bemerkte dieser: »Ich habe die Absicht, heute Abend zu deinen Ehren in meinem Haus ein Festmahl zu geben. Da wichtige Mitglieder des Senats teilnehmen werden, können wir dort ungestört in kleiner Runde die einzelnen Punkte unseres Freundschaftspaktes besprechen.«

Entzückt erwiderte Prusias mit vertraulichem Zwinkern: »Es ist mir eine große Ehre, mächtiger Cato, deiner Einladung Folge zu leisten!« Und mit lauter Stimme an die Adresse des Senats: »Seid bedankt, ihr Väter des Menschengeschlechts für die Aufnahme, die ich hier in Rom, der unvergleichlichen Stadt, fand! Ihr seht in

mir euren Freigelassenen, der alles, was bei euch Sitte ist, nachahmen und der euch ganz zu Diensten sein will!«

Unter den Beifallsrufen der Senatoren geleitete Cato den Herrscher zum Portal der Kurie zurück. Sobald die draußen wogende Volksmenge des Prusias ansichtig wurde, umtoste ihn auch hier rasender Beifall. Wie er strahlend dem Pöbel zuwinkte glich er weniger einem König als einem der Schauspieler der Römischen Spiele, die alljährlich zu Ehren der Magna Mater vor deren Tempel auf dem Palatin aufgeführt wurden.

Prusias konnte sich lange vom Anblick der jubelnden Römer nicht losreißen, und als er schließlich doch noch seine Sänfte bestieg, befahl er in einer seltenen Anwandlung von Großzügigkeit seinem Schatzmeister, aus der großen Truhe, die er stets mitführen ließ, Münzen unter seine römischen Verehrer streuen zu lassen. Mit gramvoller Miene schloß der geplagte Verwalter der königlichen Finanzen die eisenbeschlagene Schatztruhe auf und warf eigenhändig so wenige Münzen wie möglich in die schreiende Menge. Ein silberner Regen ergoß sich! Als Furius, der diesem Regen am nächsten stand, das sah, stieß er Lentulus in die Rippen und brüllte mit sich überschlagender Stimme: »Da kommt unser Mittagessen geflogen!« Und wie der rasende Ajax stürmte er vor. Im Nu kroch der gesamte Pöbel am Boden und kämpfte um die herabfallenden Silberlinge, so daß eine gewaltige Staubwolke aufstieg wie einst beim Zusammenprall der feindlichen Heere in der Ebene von Troja. Und die Szene war der Nachkommen der Trojaner würdig!

Da die königliche Sänfte in eine dichte Staubwolke gehüllt war, sah keiner der Kämpfer, daß Prusias beim Einsteigen die Freigelassenenkappe verlor. Ein solches Andenken an einen fremden Herrscher wäre manchem Römer gewiß nicht unwillkommen gewesen; allein der freche Gassenjunge, der sich bereits ganz zu Anfang als Liebhaber dieser Mütze zu Wort gemeldet hatte, war schneller als jeder mögliche Konkurrent und schnappte sie blitzschnell aus dem Staub unter der Sänfte. In rasendem Lauf, sie unter Triumphgeheul wie eine Trophäe um den Kopf schwenkend, trug er das Zeichen von Prusias´ nutzbringender Selbsterniedri-

gung in seinen schmutzigen Pfoten davon und verschwand damit auf Nimmerwiedersehen in der nahegelegenen Jochmachergasse am Tempel des Saturn.

Vor der Kurie stand unterdessen Cato inmitten der heraustretenden Senatoren und sah der in einer Staubwolke abziehenden Sänfte des Königs zufrieden nach.

Unsere vier Freunde hingegen, von denen Furius schmerzende Rippen und ein blaues Auge aufwies, während Lentulus mit zerrissener Tunika davongekommen war, zählten zufrieden die erbeuteten Silberstücke, die angenehm schwer in der Hand lagen und verschwanden vergnügt im Gewimmel der Subura.

EIN GRIECHE IN ROM

Er betrat die Stadt, von der er seit seiner frühesten Kindheit so viel gehört hatte. Wenn sein Vater Lykortas von Rom sprach, dann klang Verachtung vermischt mit Furcht aus seinen Worten. In Griechenland fürchtete man Roms Brutalität und Grausamkeit und verspottete gleichzeitig die Römer als Barbaren. All diese Erinnerungen erschreckten ihn, als er die gewaltige Mauer erblickte, durch deren düsteres Tor er die Stadt betreten würde. Der Centurio wies auf das Gewölbe und erklärte: »Dies hier ist die Porta Capena, Grieche. Du wirst jetzt das heilige Pomerium betreten, wo Waffen nicht erlaubt sind. Deshalb folge mir willig, damit ich dich nicht in Ketten legen muß.«

Als sie die feuchte Wölbung durchschritten, schnürte Angst vor einem ungewissen Schicksal Polybios die Kehle zu. Würde er jemals seine Heimatstadt Megalopolis wiedersehen? Lautlos betete er zu Apollo dem Befreier. Ins Gebet versunken rutschte er auf den glatten Quadern der Via Appia aus und wäre gestürzt, wenn der Centurio ihn nicht mit festem Griff am Arm gepackt hätte.

Vor ihnen erstreckte sich ein bewaldeter Hügel, durch dessen grüne Baumwipfel die Dächer einzelner Gebäude hervorlugten. Sie gingen durch ein enges Tal, das von nur wenigen Häusern gesäumt war. Die Straße hinter dem Stadttor war ungepflastert und entsetzlich staubig. Der in der Abendsonne flirrende Staub brannte in Kehle und Augen. Von immer mehr Fußgängern und Fahrzeugen bedrängt gelangten sie schließlich an den Rand eines grasbewachsenen Talgrundes, der sich weit und offen erstreckte. Hier wurden die Häuser zahlreicher und es gab auch Tempel, deren

Säulen, wie Polybios bemerkte, mit farbigem Stuck überzogen waren und ihn in ihren plumpen Buntheit seltsam berührten.

Sie waren zu Fuß in die Stadt gelangt. An der Porta Capena hatten Maultiertreiber und Sänftenträger ihnen ihre Dienste angeboten. Der Centurio wählte nicht den direkten Weg zum Aventin, sondern machte einen Umweg über das Forum, von wo aus sie in die uralte Tuskergasse einbogen. Hoch über ihnen ragte drohend der Tempel des Kapitolinischen Jupiter auf. Dünn schraubte sich dort oben der Rauch der Opferfeuer in den Abendhimmel und die langen Rauchfahnen verloren sich erst in unendlicher Höhe, wo der Wind sie schließlich auflöste und den Nüstern des römischen Staatsgottes zuführte.

Wieder lag der Circus Maximus vor ihnen: es war jene langgestreckte grasbewachsene Senke, die sie bei ihrer Ankunft bereits von Ferne gesehen hatten. Polybios ließ seine Blicke schweifen und sein Begleiter, der das bemerkte, nannte ihm stolz die Namen der Tempel. Gerade ging die Sonne unter und tauchte die Hügel in ein rötliches Licht, das noch lange leuchtete. Sie kamen an großen Häusern vorbei und an uralten Heiligtümern, die neben den neueren Gebäuden – tief in den Erdboden eingesunken – verfielen. Schließlich erklommen sie den steilen Clivus zum Aventin, und dort, am Abhang des Hügels, lag der Stammsitz der Aemilier.

Polybios verglich unwillkürlich das Anwesen mit seinem eigenen Haus in Megalopolis und fand, daß es im Unterschied dazu ein recht kleines, fast baufällig wirkendes Haus war, das man irgendwann einmal aufgestockt zu haben schien, um zusätzlichen Wohnraum zu gewinnen. Das gesamte Anwesen war von einer übermannshohen Mauer umgeben, die einen ziemlich großen Garten mit großen Bäumen einschloß. Als der Centurio die geringschätzige Miene seines Gefangenen bemerkte, erklärte er, daß allein schon das Grundstück und der alte Baumbestand von der Bedeutung des Wohnsitzes zeugen würden. Er betätigte den Türklopfer und sofort öffnete der Ostiarius das hohe Portal. Sie folgten ihm durch ein großes, dunkles Atrium, von dessen Wänden rußgeschwärzte Ahnenmasken herabschauten und gelangten in einen kleinen, an allen vier Seiten von Säulengängen umgebenen Gar-

ten, dessen sauber zurechtgestutzte Buchsbaumhecken bereits im Abendschatten lagen.

Im Garten waren gerade die Brunnen aufgedreht worden. Das Rauschen der ausbrechenden Wasser, die aus den Mauerwänden in die Brunnenbecken sprudelten und weither aus den Bergen kamen, klang Polybios in den Ohren und brachte eine angenehme Quellkühle mit, die den Moos- und Wurzelduft des Waldes atmete.

Ein Vorhang wurde zur Seite geschoben, und mit dem unaufhaltsamen Schritt eines Mannes, der es gewohnt war, daß man ihm Platz machte, trat Lucius Aemilius Paullus auf die Ankömmlinge zu. Immer näher kam das todernste, unerbittliche Antlitz mit der schmalflügligen Nase. Nachdem der Centurio dem Feldherrn Meldung erstattet hatte, wurde Polybios, der Besiegte, zu seiner Verwunderung von dem Patrizier mit dem Bruderkuß der Vornehmen begrüßt. Eine Geste, mehr Befehl als Einladung, bot dem Griechen einen Platz auf einer der marmornen Gartenbänke an. Polybios setzte sich und musterte den Römer mit aufmerksamem Blick: Aemilius Paullus war ein kräftiger Mann in den Sechzigern, mit einem fülligen, aber zugleich straffen Gesicht, breitem Kinn und einem Mund, dem man ansah, daß er zu befehlen gewohnt war. Sein Blick war durchdringend, aber nicht eigentlich unfreundlich. Nachdem er Polybios kurze Zeit schweigend gemustert hatte, winkte der Konsular dem Centurio, abzutreten.

Polybios wurde plötzlich mit aller Deutlichkeit klar, daß dieses Haus für die kommenden Jahre sein Aufenthaltsort sein würde. Da er zu den Führern des Achäischen Bundes gehört hatte, war er von den Römern zusammen mit eintausend prominenten Griechen nach Italien deportiert worden. Sie waren die Geiseln für das Wohlverhalten Achaias. Er war Aemilius Paullus zugeteilt worden, dem Sieger über Perseus von Makedonien. Paullus befand sich damals auf der Höhe seines Ruhmes. In Rom blickte das Volk auf ihn und bewunderte seine Taten. Er besaß vier Söhne, von denen einer noch zu seinen Lebzeiten vom Sohn des Scipio Africanus adoptiert wurde und seitdem den Namen Scipio Aemilianus trug. Ihn hatte das Schicksal dazu ausersehen, Karthago zu zerstören. Jetzt freilich lebte er noch als Knabe im Haus seines Vaters am Abhang

des Aventinus.

Polybios dachte daran, daß er den Göttern danken sollte, die ihn in das Haus des Aemilius Paullus geführt hatten; denn wäre er als Geisel zu Cato gekommen – nicht auszudenken! Cato war den Griechen nicht gewogen und auch nicht gerade sehr umgänglich. Selbst seine rauhen Landsleute fürchteten seine bissige Art und jedermann hütete sich, mit ihm anzubinden. Paullus hingegen war ein umgänglicher und gebildeter Mann, der Geschmack besaß und seit seinem Aufenthalt in Griechenland Sinn für hellenische Kultur entwickelt hatte. Er stand im Ruf, maßvoll und gerecht zu sein.

Polybios hatte seine erste Begegnung mit Paullus bei Pydna, wo er ihn von weitem sah. Damals hatte ihn seine Umgebung auf den gegnerischen Feldherrn aufmerksam gemacht. Dann griffen die Römer an und nie wieder würde er das dumpfe Brüllen der Tuba vergessen und den bodenerschütternden Schritt der Legionen.

Jetzt befand er sich in Rom, im Haus seines damaligen Gegners. Ein seltsames Schicksal hatte sie wieder zusammengeführt.

Paullus sagte in geläufigem Griechisch: »Sei willkommen, Polybios. Ich bin mir bewußt, daß unser Zusammenleben nicht ganz einfach sein wird in Anbetracht dessen, wer du warst. Doch sind wir beide gebildete Männer und tun gut daran, uns mit der Lage abzufinden. Es wird der Tag kommen, an dem du nach Hellas zurückkehrst. Bis dahin sei nicht meine Geisel, sondern mein Gastfreund.«

Polybios schwieg eine Weile, um die Worte des Römers zu überdenken, dann antwortete er: »Ich danke dir, Aemilius Paullus! Du sprichst zu mir nicht wie ein Sieger zum Besiegten, sondern wie ein Mann zum anderen. Man rühmt dein maßvolles und gerechtes Wesen nicht zu Unrecht. Das erkenne ich an der Art, wie du mich empfangen hast. Mögen deine Worte in Erfüllung gehen und ich und meine Leidensgenossen die Heimat bald wiedersehen. Bis dahin jedoch will ich meinen Aufenthalt in Rom nutzen, um die Römer und ihren Staat kennenzulernen. Denn was die Staatskunst angeht, so können selbst wir Griechen von euch lernen.«

Bei den letzten Worten des Griechen erhellte ein Lächeln die ernsten Züge des Römers. Er klatschte in die Hände, und hinter ei-

nem Vorhang kam ein betagter Sklave hervor: »Diomedes, führe Polybios in seine Räume!«

Der Alte hinkte Polybios voran eine steile Treppe empor. Dann ging es über eine Galerie, die an der Gartenseite des Hauses entlangführte. Von ihr gingen drei Türen ab, die zu den ihm zugedachten Räumen führten. Polybios war erstaunt über die großzügigen Abmessungen seines Quartiers, denn er hatte ein Cubiculum, ein Arbeitszimmer und einen Vorraum zur Verfügung. Vom Arbeitszimmer aus konnte er auf das flache Dach eines Anbaus treten, das, von einer niedrigen Mauer eingefaßt, als Terrasse diente. Er öffnete die Türflügel weit und trat hinaus. Am südöstlichen Horizont verdämmerte bläulich die Silhouette der Albanerberge und die ersten Sterne erschienen über deren höchster Erhebung, dem Mons Albanus. Während Polybios auf der Terrasse weilte, hatte Diomedes eine Öllampe entzündet und sich dann zurückgezogen.

Der Grieche war übermüdet und konnte dennoch nicht einschlafen. Die Seele setzte zum Sprung ins Dunkel an, ins wohltätige – sie hatte jedoch nicht die Kraft, sich ins schöne Nichts hinabzustürzen. So blieb sie leise flatternd am Rande der Abgrundes schweben, sosehr sie mitsamt dem brüchigen Körper danach begehrte, ganz und gar aufzugehen im Rauch der Bewußtlosigkeit. – Es mochten einige Stunden vergangen sein, ehe Polybios, des Schlafkampfes müde das Bett verließ und, jetzt wieder völlig wach, an das hohe, türartige Fenster trat. Er überdachte erneut die Eindrücke des Tages, besonders seine Begegnung mit Paullus. Der Nachtwind ließ im Garten die Blätter rascheln und strich kühl über sein Gesicht. Der Flügelschlag eines Nachtvogels strich seltsam gedämpft vorüber. Von fern erklang das Knarren eines Wagens, der auf die Via Appia hinausfuhr.

SILIUS

Silius wurde an einem nebligen Tag im November des Jahres 45 n. Chr. geboren. Atto und Vinda, die Eltern, bewirtschafteten ein kleines Gut, das einige römische Meilen von Noviomagus Batavorum entfernt am Ufer der Waal lag.

Über die Jugend des Silius ist nicht viel bekannt. Früh wird er in der Landwirtschaft geholfen haben. Sein Vater betrieb eine bescheidene Pferdezucht, die aus einigen wenigen Zuchtstuten bestand. Die Bataver liebten Pferde, die in großer Zahl das weite flache Land der Bataverinsel bevölkerten. Es waren kleine genügsame Tiere, die fast das ganze Jahr über im Freien blieben. Sie waren wegen ihrer Ausdauer und Anspruchslosigkeit bei der römischen Armee begehrt und erzielten gute Preise. Die Bataver selbst waren geborene Reiter und viele von ihnen dienten bei der Reiterei der römischen Hilfstruppen.

Schon seit frühester Jugend liebte es Silius, auf dem Junghengst Sagitta, den er zärtlich seinen Bruder zu nennen pflegte, über die weiten Koppeln des üppigen grünen Landes zwischen Waal und Rhein zu galoppieren. Nur allzu schnell gingen jene unbeschwerten Jahre zu Ende und Silius sollte im Alter von einundzwanzig Jahren auf Wunsch seines Vaters zur römischen Auxiliarreiterei einrücken. Atto hatte in seiner Jugend selbst als Reiter bei den römischen Hilfstruppen gedient und besaß daher immer noch Verbindungen zum Legionslager in Novaesium. Für ihn war es selbstverständlich, daß auch sein Sohn die Soldatenlaufbahn einzuschlagen hatte. Zwei gute Pferde, ein Reitknecht und vor allem ein Empfehlungsschreiben begleiteten den Sohn des Atto auf seinem Weg nach Novaesium.

Es war im Jahre 66 n. Chr. als sich Silius bei der Rekrutierungskommission meldete. Zusammen mit seinem Reitknecht Ruto war er nach einem guten Tagesritt in Novaesium angekommen. Hier lag die XVI. Legio Gallica. Man nahm Silius und sein Empfehlungsschreiben in Empfang und verwies ihn an Tiberius Claudius Maximus. Dieser stammte aus Rom und stolz erzählte ihm Silius, daß sein älterer Bruder Indus in Rom als Leibwächter des Kaisers Nero diente.

Der Präfekt der Legionsreiterei Claudius Sanctus war der ehemalige Vorgesetzte Attos. Wie dieser war er Batavers, jedoch im Gegensatz zu Atto aus dem Adel seines Stammes. Maximus überbrachte ihm den Empfehlungsbrief Attos, der folgenden Wortlaut hatte:

»Atto grüßt den Präfekten Claudius Sanctus.
Wenn du und deine Truppen wohlauf seid, so ist es gut. Mir selbst geht es gut.
Ich möchte dir meinen Sohn Silius empfehlen, der den Wunsch und die Berufung verspürt, als Reiter in meine Fußstapfen zu treten. Da wir Batavers sind und auch er daher sozusagen für den Pferderücken geboren ist, kannst du meinen Wunsch gewiß verstehen!
Betrachte daher meinen Sohn so, als sei ich es selbst, der zu dir kommt. Er ist mir ein guter Sohn und sein älterer Bruder Indus dient sogar bei der kaiserlichen Leibgarde in Rom!
Ich bitte dich nochmals, ihn mit offenen Armen aufzunehmen, denn er wird es um dich verdienen. Er ist zuverlässig: was immer er verspricht, das hält er auch.
Ich wünsche dir und unserer alten Truppe Kriegsglück und Erfolg für alle kommenden Jahre.
Betrachte dieses Schreiben, mein Sanctus, als redete ich persönlich zu dir.
Leb wohl!«

Nach der Lektüre dieses sehr persönlichen Briefes befahl Sanctus sogleich, Silius zu ihm ins Prätorium zu führen und bereitete

ihm dort als dem Sohn seines alten Kriegskameraden einen herzlichen Empfang. Er musterte den jungen Bataver forschend aber wohlwollend und bemerkte, daß er ihn unterstützen wolle, sobald feststünde, daß er die Eignungsprüfung, die kommenden Tages stattfinden würde, bestanden habe. Er fügte hinzu, daß diese Prüfung leider auch für den Sohn eines alten Kameraden nicht zu umgehen sei. Heute nacht könne er im Prätorium übernachten. Für die beiden Pferde und den Pferdeknecht werde man ebenfalls sorgen.

Voll stolzer Freude über die ehrenvolle Aufnahme seitens des Befehlshabers sprach Silius diesem seinen Dank aus und bat nach Ruto und den Pferden sehen zu dürfen, um sich persönlich von deren Wohlergehen zu überzeugen.

Nachts erwachte Silius mehrere Male durch die ungewohnten Hornsignale, welche Beginn und Ende der einzelnen Nachtwachen verkündeten. Es wurde ihm bewußt, daß diese ungewohnten Töne bald sein zukünftiges Leben bestimmen und begleiten würden. Endlich fiel er gegen Morgen in einen tiefen Schlaf, aus dem er erst von Sanctus persönlich aufgerüttelt wurde. Es war noch dunkel und die Sterne begannen gerade zu verblassen. Schnell nahm der junge Bataver einen bescheidenen Imbiß zu sich, den er mit einem Schluck Wasser hinunterspülte, denn es ertönte bereits das Hornsignal, das die erste Tagwache und damit den Dienstbeginn verkündete.

Zusammen mit einer kleinen Schar anderer junger Militäranwärter meldete Silius sich im Valetudinarium, dem Militärlazarett. Die Untersuchung, die routiniert und sachkundig von einem der Legionsärzte durchgeführt wurde ergab, daß er körperlich tauglich war und auch seine Körpergröße für eine Verwendung als Reiter ausreichte. Auch den anschließenden Sehtest bestand Silius dank seiner Adleraugen mit Bravour. Als er schließlich die erforderlichen Bescheinigungen zusammen hatte, wurde er zur Einstellungskommission geschickt, die über seine zukünftige Truppengattung zu entscheiden hatte. Zu seiner angenehmen Überraschung stellte sich heraus, daß Claudius Sanctus dort den Vorsitz hatte. Dieser gratulierte ihm zur erfolgreich bestandenen Musterung und fragte

ihn sodann, welcher Truppengattung er zugeteilt werden wolle. In strammer Haltung bat Silius ihn, Reiter werden zu dürfen. Nach kurzer Zwiesprache mit seinen beiden Beisitzern eröffnete Sanctus dem jungen Batayer, daß seinem Wunsch stattgegeben werde.

Es begann nun eine Grundausbildung von vier Monaten, während der Silius mit den Grundregeln des militärischen Lebens vertraut gemacht wurde. So lernte er das Reiten in Formation und die verschiedenen Signale kennen, die für den Reitersoldaten wichtig waren. Nach Absolvierung der Grundausbildung erhielt er das signaculum, eine Erkennungsmarke, die seinen Namen trug und die er um den Hals zu tragen hatte. Danach mußte er den Eid auf den Kaiser schwören und wurde anschließend in die Stammrolle der Ala Picentiana eingetragen, zu der er von nun an gehörte. Alle vierzehn Tage erhielt er 36 Kg Weizen für sich und seinen Reitknecht Ruto, den er bei sich behalten durfte. Als Futter für seine beiden Pferde wurden ihm aus dem Getreidemagazin alle zwei Wochen sechs Zentner Gerste verabreicht.

Silius wurde der Turma des Gaius Iulius zugeteilt. Dieser stammte aus Südgallien und war ein lebhafter und schneidiger Reiterführer, der von seinen Männern während des Dienstes äußerste Präzision verlangte und sie damit ständig in Atem hielt. Abgesehen von seinem anstrengenden Dienst fühlte Silius sich bei der Ala Picentiana sehr wohl, zumal er zu seinen Kameraden ein gutes Verhältnis hatte. Seine contubernales, wie man beim römischen Militär die Quartiergenossen nannte, hießen Genialis, Annauso und Andes und waren wie er Bataver. Sie alle waren begierig sich zu bewähren und träumten von ruhmreichen Gefechten und fetter Beute.

Zunächst sah es jedoch nicht so aus, als sollten ihre Träume so schnell in Erfüllung gehen. An der Rheingrenze herrschte Ruhe und ihr Dienst beschränkte sich auf die tägliche Routine, die aus den regelmäßigen Übungsritten bestand, bei denen sie einzelne Kohorten der Legion auf deren Übungsmärschen zu begleiten hatten, um ihnen unter feldmarschmäßigen Bedingungen Flankenschutz zu geben und als Aufklärer zu dienen. Wenn dann unter Aufsicht der Centurionen die Legionäre beim Bau ihrer Übungsla-

ger schwer zu schanzen hatten, genossen die Reiter voller Genugtuung das Privileg, zu den Schanz- und Erdarbeiten nicht hinzugezogen zu werden. Sie beschränkten sich darauf, unter Aufsicht ihres Decurios die Sicherung der Schanzenden zu übernehmen.

So verstrich der Sommer des Jahres 66 n. Chr. ohne daß Silius und seine Kameraden zu ihrem Leidwesen Gelegenheit erhielten, sich in irgendeiner Weise kriegerisch auszuzeichnen.

Silius hielt jetzt die Zeit für gekommen, seinen Vater über den Fortgang seiner Militärlaufbahn zu unterrichten. Zu diesem Zweck begab er sich zum Signifer, dem Feldzeichenträger seiner Turma. Dieser hieß Marcus Laetorius Firmus und war für den Schreibkram der Truppe zuständig. Ihm diktierte Silius, der selbst weder lesen noch schreiben konnte, den folgenden Brief an Atto.

»Silius sendet seinem Vater Atto viele Grüße. Vor allem bete ich, daß du bei guter Gesundheit bist und daß auch meine Mutter Vinda wohlauf ist!
Bei meiner Ankunft in Novaesium traf ich auf deinen Kriegskameraden Claudius Sanctus und übergab ihm deinen Brief. Er nahm mich daraufhin sehr gut auf und alles verlief nach Wunsch, denn nun bin ich Reiter der Ala Picentiana und gehöre zur Turma des Gaius Iulius, der römischer Bürger ist und aus Südgallien gebürtig.
Ich bitte dich, Vater, mir eine Nachricht zu schicken, damit ich erstens sehe, daß du wohlauf bist und zweitens, wie es mit Mutters Gesundheit steht. Drittens teile mir doch mit, ob du aus Rom etwas von meinem Bruder Indus gehört hast.
Grüße mir den Sedavo und Prisca und alle Freunde. Ich bete zu den Göttern für euer aller Gesundheit!
P. S. Genialis, der Sohn des Clusiodus sendet Grüße, sowie auch Annauso, Sohn des Sedavo und Andes, der Sohn des Sextus. Diese drei sind meine Freunde und Quartiergenossen. Auch Ruto, der Pferdeknecht läßt dich vielmals grüßen.
Adresse: Zu schicken nach Noviomagus Batavorum an Atto von seinem Sohn Silius, Reiter der Ala Picentiana in der Turma des Gaius Iulius.«

Ein weiteres Jahr verstrich, und Silius und seine Kameraden versahen ihren Reiterdienst in Novaesium, ohne daß sich irgend etwas von Belang ereignete. Doch dann änderten sich die Verhältnisse plötzlich über Nacht und die Ereignisse überstürzten sich geradezu.

Und das kam so: Im Jahre 68 n. Chr. erhob sich der Statthalter der Provinz Gallia Lugdunensis gegen Nero. Er hieß Iulius Vindex und war Aquitanier von Geburt. Sein Vater hatte in Rom im Senat gesessen. Vindex hatte Nero und dessen Untaten satt und nützte die steigende Unzufriedenheit der Gallier aus, um sie gegen das römische Regime aufzustacheln. Eines Tages rief er die Stammesführer seiner Provinz zusammen und rechnete in einer scharfen Rede mit Nero und dessen habgieriger Bande aus Sklaven und Freigelassenen ab. Die geschickt vorgetragenen Anschuldigungen gipfelten in dem Appell, erst Gallien und dann auch Rom von der Herrschaft des Tyrannen und Muttermörders zu befreien. Nero feierte gerade die griechischen Spielen in Neapel, als er vom Aufstand des Vindex erfuhr. Sogleich setzte er in seiner gewohnten theatralischen Art einen Preis von einer Million Sesterzen auf den Kopf des Vindex. Als Vindex das hörte, höhnte er: »Und ich biete demjenigen, der mir den Kopf des Domitius (der ursprüngliche Name Neros vor seiner Adoption) bringt, den meinigen dafür!«

Vindex wollte Nero nicht stürzen, um selbst Kaiser zu werden. Vielmehr hatte er als neuen Imperator Servius Sulpicius Galba, den Statthalter von Hispania Tarraconensis im Auge, den er in zahlreichen Briefen drängte, sich ebenfalls gegen Nero zu erheben und sich zum Befreier und Führer der Menschheit zu machen. Obwohl Galba bereits im 73. Lebensjahr stand, zögerte er nicht lange und wurde auch tatsächlich von seinen Soldaten zum Kaiser ausgerufen. Aber das geschah erst später. Zunächst rückte Verginius Rufus, der Statthalter der germanischen Provinzen, mit seinen Legionen auf Befehl Neros gegen Vindex aus, nachdem der Kaiser erkannt hatte, daß das Aussetzen eines Kopfpreises allein das Problem nicht lösen würde.

Es existieren vier Briefe Plinius' des Jüngeren, aus denen wir näheres über Verginius Rufus erfahren. So, daß er der Vormund des

jungen Plinius war und ihn in seiner politischen Laufbahn tatkräftig förderte. Außerdem, daß er ein Landgut bei Alsium in der Nähe von Rom besaß, das er laut Plinius das »Nest seines Alters« nannte, welches nach seinem Tod der Schwiegermutter des Plinius gehörte und wo sich auch sein Grabmal befand. In einem Brief an Albinus beklagt Plinius, daß zehn Jahre nach dem Tod des Verginius dessen Grabmal durch die Erben noch immer nicht fertiggestellt sei, obwohl er dessen Bau testamentarisch verfügt habe. Plinius teilt in demselben Brief auch die Grabinschrift mit, die Verginius selbst verfaßt hatte: »Hier liegt Rufus, der einst, nachdem er den Vindex geschlagen, nur seinem Vaterland, nicht sich selbst die Herrschaft gewann.« Die Verse spielen darauf, an, daß Verginius, obwohl er von seinem Heer zum Kaiser ausgerufen werden sollte, dies verbot und dem neuen Kaiser Galba treu blieb. Bei Tacitus lesen wir, daß die Soldaten nach dem Selbstmord Kaiser Othos dem Verginius erneut die Herrschaft antrugen, dieser sich aber »durch die Hintertür« unauffällig davon gemacht habe.

Aber kommen wir zu Silius zurück, denn nun treten er und seine Kameraden in Aktion. Ihre Reitereinheit wurde zum Heer des Verginius Rufus abkommandiert, um mit diesem zusammen nach Süden auf Lugdunum vorzustoßen.

In seiner Eigenschaft als Präfekt der Hilfstruppen der VI. Legion verabschiedete Claudius Sanctus auf dem großen Appellplatz vor dem Legionslager die Ala Picentiana und gab ihr die Ermahnung mit auf den Weg, dem guten Ruf der batavischen Reiterei und auch der Legion, zu der sie gehörte, gerecht zu werden. Danach ließ er Silius noch gesondert zu sich rufen und ermahnte ihn mit wohlwollenden Worten, sich in jugendlichem Übermut nicht voreilig in Gefahr zu begeben.

»Verstehe mich richtig, mein Silius«, meinte er, ihm den Arm väterlich um die Schultern legend, »aber ich bin es deinem Vater schuldig, dir diese Worte mit auf den Weg zu geben. Für mich bist du so etwas wie ein Verwandter. Ich kenne deine bisherigen Leistungen und weiß, daß du wie jeder junge Soldat darauf brennst, endlich einmal deine Fähigkeiten im Reiterkampf zu beweisen. Das verstehe ich sehr wohl, denn in deinem Alter war ich auch

nicht anders und brannte darauf, mich auszuzeichnen. So soll es auch sein. Aber du hast noch keine Kampferfahrung! Darum sieh dich vor und handle im ersten blutigen Gefecht nicht überstürzt. Denk' an das, was du hier gelernt hast und höre auf die erfahrenen Männer in deiner Turma, dann wirst du den ersten Kampf bestehen und dich sogar auszeichnen.«

Nach diesen wohlgemeinten Ermahnungen des Präfekten war anfangs der jugendliche Übermut des Silius etwas gedämpft; unter dem Einfluß seiner Freunde gewann er jedoch rasch sein Selbstbewußtsein zurück und ritt voll brennender Kampfeslust gen Süden, Lugdunum zu. Nach einigen Tagesmärschen, die ohne besondere Zwischenfälle verliefen, erreichten die Vorausabteilungen des Heeres, zu denen die Ala Picentiana zählte, die südgallische Stadt Vesontio. Da man dort die Tore nicht öffnen wollte, befahl Verginius Rufus sie einzuschließen und die Übergabe durch Belagerung zu erzwingen. Da kam jedoch die alarmierende Nachricht, daß Iulius Vindex sich mit einem starken Heer von Süden her nähere, um Vesontio zu entsetzen. Er schlug unweit der Stadt ein Lager auf und schickte Unterhändler zu Verginius Rufus. Man vereinbarte ein Treffen der beiden Feldherren. Da bei der Unterredung, die unter vier Augen stattfand, keine Zeugen zugegen waren, wurde später vermutet, daß Rufus und Vindex sich darauf verständigt hätten, ihre Heere auf Galba zu vereidigen und mit vereinten Streitkräften gegen Nero vorzugehen. Denn unmittelbar nach ihrer Unterredung wies Vindex seine Streitkräfte an, in Vesontio einzurücken. Als die Legionen des Rufus das in ihren Augen feindliche Heer anrücken sahen, hielten sie dies für einen Angriff und stürmten ohne Befehl vor. Da die Truppen des Vindex sich der Stadt ungeordnet und sorglos näherten – was für die oben erwähnte Vereinbarung der beiden Heerführer sprechen würde – sprengten die kampferfahrenen Legionen des Verginius Rufus die Reihen der arglosen und mit einen Angriff überhaupt nicht rechnenden Gallier des Vindex mit Leichtigkeit auseinander und machten eine große Anzahl von ihnen nieder. Als Vindex das sah, glaubte er sich von Rufus hintergangen und tötete sich in höchster Wut und Verzweiflung selbst.

Da die verhängnisvolle Metzelei auf einem Mißverständnis beruhte, bedauerte Verginius Rufus die voreilige Aktion seiner Truppen und den dadurch verursachten Tod des Iulius Vindex zutiefst. Und obwohl seine Soldaten ihn nun bestürmten, sich von ihnen zum Kaiser ausrufen zu lassen, ihn Caesar und Augustus nannten und die Bildnisse Neros niederrissen und zerschmetterten, weigerte er sich standhaft und hielt Nero oder vielmehr schon Galba die Treue.

In einem Brief an seinen Vater beschrieb Silius das Massaker vor den Toren Vesontios:

»Silius grüßt seinen Vater Atto. Wisse, daß ich meine erste Schlacht geschlagen habe! Als wir vor Vesontio, einer Stadt in Südgallien, ankam, lagerten dort bereits die aufständischen Gallier des Vindex, gegen die wir in Marsch gesetzt worden waren. Wir errichteten ein befestigtes Lager und unsere Ala erhielt den Befehl, die Umgebung von Vesontio zu erkunden. Als wir uns dem Lager der Feinde näherten, rückten diese plötzlich in ungeordneten Haufen gegen die Stadt vor. Gleichzeitig sahen wir unsere Legionen in voller Schlachtordnung herbeieilen. Sofort erhielten wir den Befehl, den heranrückenden Galliern in die Flanke zu fallen. Wir rannten sie in raschem Vorstoß geradezu über den Haufen und zersprengten mit Leichtigkeit ihre ungeordneten Reihen.
Das war ein lustiges Hauen und Stechen! Wir trieben die Krieger des Vindex auseinander wie eine Hammelherde. Sie rannten wie die Hasen und schon nach kurzer Zeit schmerzte mir vom Zuschlagen der rechte Arm derartig, daß ich ihn kaum noch heben konnte. Ich ritt noch einige Feinde nieder und schlug etlichen mit dem Schild ins Gesicht, so daß sie niederstürzten und unter den Hufen unserer Pferde zertrampelt wurden. Dann war der Angriff so schnell vorbei, wie er begonnen hatte, und wir sprangen von unseren Pferden, um die Beute einzusammeln. Ich habe einige wertvolle barbarische Schmuckstücke ergattert, die ich in Vesontio zu einem guten Preis verkaufen konnte. Und jetzt höre und staune: Mein Guthaben bei der Legionskasse beträgt schon 3920 Sesterzen!«

Das Haus des Flavius Clemens

San Clemente in Rom

In der Nähe des Kolosseums gibt es eine kleine Kirche. Sie liegt an der Via di S. Giovanni in Laterano, der langen Straße, die fast schnurgerade zur Lateranbasilika führt. Es ist die uralte Basilika des heiligen Clemens und eine der ungewöhnlichsten Kirchen aus dem Rom des frühen Mittelalters. An einem heißen Augustmorgen machte ich mich auf in das Rom der Apostel.

Drückende Hitze lastete auf der Stadt, als ich am flavischen Amphitheater vorbeiging und in die Via di S. Giovanni in Laterano einbog. Vor mir lag tief unter dem heutigen Straßenniveau der Ludus Magnus, wo Commodus vor seinen skandalösen Auftritten im Kolosseum mit den Gladiatoren zu trainieren pflegte. Es beherrschte mich der dringende Wunsch, der schon jetzt unerträglichen Hitze und dem trotz des Ferragosto immer noch starken Verkehr und seinem nervtötenden Lärm zu entfliehen. Entfliehen in eine tiefere Ebene der Stadt, wo in dämmriger Kühle beim schwachen Schein elektrischer Lampen nur ab und zu das Geräusch eines fallenden Wassertropfens die tiefe Stille unterbricht.

Bald schon erreichte ich die unscheinbare braune Seitenwand von San Clemente. Durch ein schmales Portal trat ich ein. Vor mir lag ein nach oben offenes Atrium mit einem Brunnen in der Mitte. Dahinter erhebt sich die Basilika. Hier hat man gleichsam die alte Peterskirche im Kleinen vor sich, ja das Abbild der Petersbasilika des vierten Jahrhunderts. Einige Stufen tiefer erstreckte sich ein nur schwach beleuchtetes Kirchenschiff. Mir ging durch den Kopf, daß ein Besuch in Roms Vergangenheit aus einem ständigen Hin-

absteigen besteht. – In der Nähe des Altars und vor den Statuen der Heiligen brannten Kerzen, deren Flammen in dem Luftzug, den ich mitbrachte, leise zu flackern anfingen. – Der Lärm der Straße war nun endgültig verebbt und es duftete angenehm nach kaltem Weihrauch, dem charakteristischen Geruch der Kirchen Roms. Es ist ein jahrtausendealter Geruch, der schon die Hallen der Tempel Ägyptens erfüllt hat. Und auch die Heiligtümer des heidnischen Rom hüllten sich zu Ehren ihrer Götter in dichte Weihrauchnebel. – Beim Durchqueren der Basilika hallten meine Schritte auf einem Fußboden aus schönster Cosmatenarbeit. Und aus der Apsis leuchtete mir eines der schönsten Mosaiken Roms entgegen. Es war eine christliche Version der so sorgfältig ausgeführten kleinen »Grotesken« in Neros Goldenem Haus, nur daß hier die Tiere und Vögel nicht einfach Lebewesen waren, sondern jedes einen Symbolwert hatte. Die zentrale Figur ist ein großes Kreuz, das sich von der Erde zum Himmel emporreckt. Dort, wo es aus der Erde ragt, sprießen Blätter und Blüten, entspringen lebensspendende Flüsse. Als Symbol der getauften Gemeinde äst ein kleines Reh am Fuße des Kreuzes und zwei Hirsche trinken vom Wasser der Flüsse, die am Kreuz entspringen.

Im Jahre 1645 übergab Papst Innozenz X. San Clemente dem Dominikanerorden, 1677 wurde sie in perpetuum den irischen Dominikanern anvertraut. Der Überlieferung nach erhebt sich die Basilika dort, wo einst der väterliche Palast des Clemens stand, welcher der dritte Nachfolger Petri auf dem apostolischen Stuhl gewesen sein soll.

Ich betrete die Rampe, die zur Unterkirche hinabführt. Architekturteile und Sarkophage säumen ihren Verlauf. Plötzlich eine scharfe Biegung nach rechts und ich stehe in einer langgestreckten dreischiffigen unterirdischen Basilika! Von nur wenigen Lampen schwach erhellt verliert sich das Hauptschiff vor mir fast in der Dämmerung und es scheint hier kühler als selbst in den Katakomben. Ich stehe in der ersten Basilika des Heiligen Clemens, die im 4. Jh. n. Chr. erbaut und im Schreckensjahr 1084 von den Normannen des Robert Guiscard geplündert und in Brand gesteckt wurde.

Papst Gregor VII., der von Kaiser Heinrich IV. in der Engelsburg belagert wurde, hatte die Normannen zu Hilfe gerufen. Der Preis für die Befreiung des Papstes war eine rauchende Stadt, ein in den Trümmern seiner Kirchen und Häuser liegendes Rom. Drei Tage Mord und Brand hatten die Straßenoberflächen ganzer Stadtteile um einen Meter erhöht. Damals verbrannte auch ein Großteil des bis dahin noch erhaltenen antiken Roms.

Beim Abzug der Normannen lag auch San Clemente in Schutt und Asche, doch wurden die antiken Säulen und alles sonst noch Verwendbare aus den Trümmern geborgen. Dann machte man sich an den Wiederaufbau. Die neue Kirche entstand so vollendet aus den Ruinen der älteren, daß man später in ihr ein Werk des vierten und nicht des elften Jahrhunderts sah!

1857 kam der damalige Rektor des irischen Dominikanerkollegs, Pater Joseph Mullooly, mehr und mehr zu der Überzeugung, daß die heutige Kirche nicht mit der bei den frühen Schriftstellern erwähnten identisch sei. Mehrere Probegrabungen bestätigten seine Vermutung und ergaben, daß die Basilika auf den Mauern eines mit Brandschutt verfüllten Vorgängerbaus ruhte.

Ein halbes Jahrhundert verging über dem schwierigen und kostspieligen Schuttwegräumen und Abstützen der heutigen Basilika. Pius IX. unterstützte die Ausgrabungen in großzügiger Weise, und aus aller Welt gingen Geldspenden ein.

Es war Pater Mullooly noch zu erleben vergönnt, wie die Basilika des vierten Jahrhunderts wieder zum Vorschein kam, auf deren freigelegten Fresken sich zum Teil noch die Spuren der normannischen Zerstörung des Jahres 1084 fanden. – Die Frage des Wohin mit den Hunderten von Tonnen Bauschutt war allein schon ein großes Problem. Der hübsche kleine Garten von S. Clemente zum Kolosseum hin wurde um ca. einen Meter erhöht, und so wachsen die heutigen Apfelbäume, Blumen und Gemüse lustig auf dem vom Normanneneinfall stammenden Bauschutt.

Nur schwach erkenne ich im Halbdunkel einige verblassende Wandgemälde, die dem verheerenden Feuer des Jahres 1084 nicht vollständig zum Opfer gefallen sind. Jener furchtbare Brand wütete achtzehn Jahre nach der Schlacht bei Hastings. Hierher passen

wahrlich die Verse Chestertons:

Denn das Ende der Welt war vor langer Zeit,
als die Erde ward öd und leer,
Rom in der Sklaverei versank,
und die Sonne versank im Meer.

Caesars Sonne vom Himmel fiel,
und wer genau gab acht,
hörte die Völker stürzen tief
in die dunkelste Nacht.

Das Weltenende marschierte ein
Im Pech- und Fackelschein.
Über Roms einstige Straßen
Gesichter wie Schaum sich fraßen.
Ein wüster Traum war alles Sein.

Unförmige Schiffe waren im Meer
Voll fremden Goldes und Feuer.
Haarige Männer wie die Sünde groß,
mit Hörnern kamen sie erbarmungslos
durch den Schlamm wie Ungeheuer.

Große Könige in unseren Städten
Hatten Bärte rot wie Blut.
Überall brachten sie Verderben.
Gottes Kreuz, es mußte sterben,
sie zerhacktes es in Scherben.

(Chesterton, The Ballad of the White Horse)

Der Bezirk, in dem die Basilika liegt, gehört zur zweiten augusteischen Region. Auf Grund einer Inschrift von 136 n. Chr. kennen wir sogar die Namen der Vicomagistri – der Bezirksvorste-

her – die während der Regierungszeit des Kaisers Hadrian hier ihres Amtes walteten. Und im Curiosum Urbis, einer Stadtbeschreibung des vierten Jahrhunderts, stehen folgende Angaben über diese Region Roms:

Zweite Region

Gebiet des Hügels Caelius

Umfaßt den Tempel des Claudius, den großen Markt, die »Höhle des Zyklopen«, die Kaserne der fünften Feuerwehrkohorte, die kaiserliche Pagenschule, den »Heiligen Baum«, das Quartier des kaiserlichen Geheimdienstes, das Haus des Philippus, die »Victiliana«, die Tierkampfarena, die Leichenhalle der Gladiatoren, das Gladiatorenlazarett, die «Mica Aurea«. Sie beinhaltet sieben Stadtviertel, sieben Tempel, hat 48 Bezirksvorsteher, 2 Regionsverwalter, 3600 Wohnblocks, 127 Paläste, 27 Getreidespeicher, 85 Badeanstalten, 65 Brunnen, 15 Getreidemühlen. Die Region bedeckt eine Gesamtfläche von 12200 Quadratfuß.

Ich steige weitere endlos scheinende Treppenfluchten hinab, bis mir schließlich immer dumpfer werdende Luft das Atmen erschwert. Ein leises Rauschen wird hörbar, das allmählich anschwillt, je weiter ich hinunterkomme. Es sind die unzähligen vom Esquilin her durchsickernden Quellen. Das Rauschen erreicht seinen Höhepunkt, als ich schließlich in ein niedriges Gewölbe mit unverputztem Mauerwerk gelange. Mächtige Quadern aus Opus Quadratum verleihen dem Ort, der mich unwillkürlich an das Tullianum erinnert, etwas sehr fernes und archaisches.

Ich bin im Rom des ersten Jahrhunderts nach Christus angekommen! Und was hier so mächtig rauscht, ist die Aqua Marcia, jene große Wasserleitung, mit deren Bau der Praetor Q. Marcius Rex im Jahre 144 v. Chr. vom Senat beauftragt wurde. Über Hintergründe und Umstände ihrer Entstehung unterrichtet uns der kaiserzeitliche Vorsteher der Wasserversorgung Roms, Sextus Iulius Frontinus, der 97 n. Chr. von Kaiser Nerva zum Curator Aquarum

ernannt worden war, in seinem Werk über die Aquädukte der Stadt Rom.

Er schreibt, daß die wenigen bestehenden Aquädukte an zahlreichen Stellen undicht geworden seien und auch sonst den durch das Wachstum der Stadt erforderlichen Wasserbedarf nicht mehr zu decken vermocht hätten. Ein aus diesem Grund bereits 179 v. Chr. geplanter neuer Aquädukt konnte jedoch nicht gebaut werden, weil ein gewisser M. Licinius Crassus sich weigerte, dessen Trasse über seinen Besitz führen zu lassen. Danach blieb erst einmal alles beim alten. Als schließlich nach langem Hin und Her und gegen die Bedenken der Konservativen endlich der Senatsbeschluß zum Bau der Aqua Marcia erfolgte, stieß auch dieser auf Widerstand, weil die Leitung bis zum Kapitol hinauf geführt werden sollte. Dies führte schließlich sogar zu gerichtlichen Auseinandersetzungen, weil patrizischer Grundbesitz enteignet werden mußte. Am Ende konnte dann grünes Licht für den Bau der so dringend benötigten neuen Wasserleitung gegeben werden.

Die Aqua Marcia nahm ihren Anfang bei den Quellen von Subiaco im oberen Tal des Anio in der Nähe des 36. Meilensteins der Via Valeria und war knapp 91 Kilometer lang, wovon 10 Kilometer auf Bögen und die restlichen 80 Kilometer unterirdisch verliefen. Ihre Führung bis hinauf zum Kapitol erforderte wegen des zu überwindenden Höhenunterschiedes die Konstruktion einer Druckwasserleitung. Das Wasser wurde im Stadtzentrum und in den östlichen Stadtvierteln verteilt, auch erstmals auf den Palatin befördert. Eine Zweigleitung, der rivus Herculaneus, versorgte von einem Wasserbehälter aus, der sich südlich der Porta Capena befand, das Gebiet zwischen Aventin, Palatin und Caelius.

Der wasserführende Kanal der Aqua Marcia hatte einen Querschnitt von 1.70 x 2.50 m; dies bedeutet, daß täglich fast 200 Millionen Liter Wasser von Subiaco nach Rom strömen konnten. Nicht weniger erstaunlich ist die Tatsache, daß das gigantische Werk innerhalb nur weniger Jahre fertiggestellt wurde, während gleichzeitig auch noch die Aqua Appia und der Anio Vetus, die teils leck und teils von Privatpersonen illegal angezapft worden waren, wieder instandgesetzt wurden. Die Aqua Marcia war in den

Augen der Zeitgenossen ein so bedeutendes Bauwerk, daß man dem Erbauer sogar eine Statue auf dem Kapitol errichtete.

Die Kosten der Aqua Marcia beliefen sich laut Frontinus auf die für die damalige Zeit gigantische Summe von 180 Millionen Sesterzen und wurden wohl aus der Beute und den Tributen von Karthago und Korinth finanziert. Damit ist die Aqua Marcia das kostspieligste uns überlieferte Bauvorhaben der römischen Republik.

Mir geht durch den Kopf, daß nur zwei Jahre vor Baubeginn der hier unten noch immer fließenden Wasserleitung Karthago zerstört worden war. Und seit jener fernen, schon fast legendären Zeit versorgt die Aqua Marcia das Haus am Caelius mit frischem Wasser. Die Leitung verläuft unter dem Fußboden, und an einer Stelle, wo deren Führung unter einer Glasabdeckung offen liegt, kann ich das grünliche Bergwasser von Subiaco vorbeischießen sehen.

Ich durchquere das Gewölbe und gelange in eine kleine Vorhalle, die von hübsch gearbeiteten Kapitellen getragen wird. Von hier trete ich hinaus auf eine antike Straße. Dieser Vicus des alten Rom liegt heute tief unter den Straßen der Stadt. Hoch über mir quält sich lärmender Verkehr durch die engen heißen Straßen – hier herrscht wohltuende kühle Stille! Ein Kontrast, wie er größer kaum sein könnte. – Eine Glühbirne, die von der Decke hängt und nur schwach leuchtet, verstärkt bei mir noch das Gefühl, in einer unendlich fernen Welt zu sein, die mit dem Rom von heute nichts, aber auch gar nichts zu tun hat.

Nach dem großen neronischen Brand des Jahres 64 n. Chr. wurden auf der Sohle des Tals, das sich zwischen den Hügeln Caelius und Esquilin erstreckt, zwei Häuser gebaut, die nur durch eine schmale Straße getrennt waren. Auf dieser Straße stehe ich jetzt, zwischen den beiden Hausfassaden. Sie macht eine Biegung und endet danach im Dunkel vor einer Mauer. – Im unterirdischen Rom existieren noch mehrere solche Straßen. Könnte ich dieser hier folgen, so käme ich zu den Castra Peregrina, dem Hauptquartier des antiken »Militärgeheimdienstes«. Als der Apostel Paulus nach Rom gebracht wurde, hielt man ihn zunächst hier so lange in Gewahrsam, bis man ihm ein Privatquartier gestattete.

Ich wende mich dem Haus zu. Vor mir befindet sich ein Mithräum. Nur schwach erhellt liegt hinter einem Gitter die künstliche Grotte mit dem Altar des Mithras und den gemauerten Steinbänken. Zahlreiche derartige Heiligtümer existierten auch am Obergermanisch-rätischen Limes, denn der Mithraskult war als reine Männerreligion bei den Soldaten der römischen Grenztruppen sehr verbreitet.

Leonard Boyle schreibt: »Hier unter S. Clemente besteht der heute bekannte Mithras-Komplex aus drei Räumen: dem Triklinium oder Speisezimmer, dem Pronaos oder Vestibül, sowie einem Raum, der wahrscheinlich dem Religionsunterricht diente. Im Triklinium sind drei Bänke, Ruhelager an drei Seiten des Raumes für die Teilnehmer am rituellen Mahl, sowie halbrunde Nischen für Statuen. An der Vorderseite dieser Steinbänke ist eine schmale Vertiefung, in die während des Mahls die Knochen der Opfertiere – Geflügel, besonders Hähne – gelegt wurden. Auf dem Altar in der Mitte des Raums sehen wir nun das große Relief, das den Kampf mit dem Stier darstellt. Mithras hat die Nüstern des Stiers mit der einen Hand ergriffen, mit der anderen stößt er das Messer in das Rückermark des Tieres. Den Kopf hält er dem Raben zugewandt, der ihm den Befehl Apollos überbracht hat. Die Gesichtszüge des Mithras zeigen Ähnlichkeit mit denen Alexanders des Großen und er trägt eine phrygische Mütze. «

»Rechts vom Eingang steht eine Büste des Sonnengottes Apollo aus dem späten zweiten Jahrhundert...«

»Am Ende des Korridors neben dem Gittertor ist der Raum, der wahrscheinlich als Schule für den Mithraskult gedient haben mag. Von hier aus wird die Apsis der alten Basilika sichtbar, die sich an das Oberteil des Vestibüls anschmiegt. In den Wänden dieser »Schule« sind sieben Nischen, die mit Graffiti bedeckt sind. Von diesen wird angenommen, daß sie die sieben Stufen darstellen, durch die der Katechumene hindurch muß, bevor er in die höheren Mysterien des Pronaos und des Trikliniums eingeführt wird. Der Fußboden zeigt ein schwarzweißes Mosaik, das verhältnismäßig gut erhalten ist.«

»Das große Gebäude, das unter der Basilika aus dem 4. Jh. liegt,

erreichen wir über das Mithrasvestibül, durch das wir zurückkehren und uns dann nach links wenden, um den Flur zu durchqueren, der das Vestibül von der »Schule« trennt. Der neue Durchgang hier führt zu einem etwa 75cm breiten Korridor...«

»Auf der anderen Seite jenes Korridors ist die dicke Abschlußmauer jenes Hauses, dessen Besitzer der Mann namens Clemens war und das seinerzeit den ersten christlichen Versammlungsraum und den Titulus Clementis beherbergte.«

Vor mir erhebt sich die Mauer vom Haus des Flavius Clemens, der ein Neffe des Kaisers Domitian war. Er wurde angeblich seines christlichen Glaubens wegen von Domitian zum Tode verurteilt. Als Petrus sich in Rom aufhielt, soll Clemens ihn in seinem Palast beherbergt haben. Ihm zu Ehren errichtete man später über seinem Haus, das den ersten Christen als Versammlungsort gedient haben soll, die Basilika San Clemente. Und vom Kreuz der heutigen Basilika bis zur Schlange des Mithras erstrecken sich mehr als 1700 Jahre der Geschichte Roms.

Nur ungern verlasse ich die geheimnisvolle unterirdische Welt des ersten Jahrhunderts und steige wieder die vielen Stufen empor. Und dann stehe ich auch schon auf der heißen Straße in der gleißenden Sonne.

Das Imperium der Cäsaren ist versunken, die weltliche Macht der Kirche ist erloschen. Aber tief dort unten, in jenem Haus an der Straße zwischen Esquilin und Caelius, rauscht das Wasser der Aqua Marcia weiter.

RÖMISCHE NACHT

Dunkel liegt das Forum, jener See der Zeit, tief unter mir. Gespenstisch blinken weiße Marmortrümmer im Mondlicht. Über Rom leuchtet der Vollmond. Er steht direkt über der großen afrikanischen Palme, die auf dem Palatin inmitten der Farnesischen Gärten aufragt. Der Mond, der magische Erwecker der Toten! Er beleuchtet in diesem Moment auch die Palmenhaine Karthagos, sieht herab auf Alexandria an der Mündung des Nils und sein grünliches Licht überflutet die Trümmer von Antiochia am Orontes.

Es geht gegen Mitternacht. Es ist totenstill und ein leichter Nebel hängt im Tal zwischen Kapitol und Palatin. Auffrischender Wind trägt Meeresfeuchte heran. Es ist so still, daß ich mir einbilde, die Cloaca Maxima rauschen zu hören, während sie unter dem Forum hindurch zum Tiber zieht.

Die Alten glaubten, der Mond könne die Seelen der Toten mit seiner magischen Kraft für eine begrenzte Zeit wieder körperlich erscheinen lassen. Um Mitternacht wurde eine schwarze Ziege unter Anrufung der Hekate geopfert, indem ihr Kopf nach unten, den Unterirdischen zu, herabgezogen wurde und man ihr die Kehle durchschnitt. Das heraussprudelnde Blut fing man in einem Gefäß auf. Waren die Beschwörungsformeln wirksam, so erschienen alsbald auf Befehl der Hekate die Seelen der Toten, die man zu befragen wünschte und begannen, das noch dampfende Blut mit großer Gier zu trinken. Ein leichter Luftzug pflegte ihr Kommen anzukündigen und allmählich wurden mit fortschreitender Blutaufnahme ihre Umrisse sichtbar. Zuerst nur schwach und verwischt, in dem Maße jedoch, wie der Schatten das Blut in sich aufnahm, wurde er immer körperhafter, bis er zuletzt das Aussehen und die Farbe eines Lebenden besaß.

Mir ist, als sei die heutige Nacht eine der Nächte, in denen die Schatten zurückkehren. Ich denke an Rom wie es einst war und blicke dorthin, wo das Kapitol aufragte. So wie ich in dieser merkwürdig stillen Nacht, so stand hier Ovid, als er Abschied nahm von Rom, weil Augustus ihn verbannt hatte.

Wandelt von jener Nacht mir das traurige
Bild vor die Seele, welche die letzte für
mich ward in der Römischen Stadt,
wiederhol' ich die Nacht, wo des Teuren
soviel mir zurückblieb,
gleitet vom Aug' mir noch jetzt eine
Träne herab.
Und schon ruhten bereits die Stimmen
der Menschen und Hunde, Luna, sie lenkt'
In der Höh' nächtliches Roßegespann,
zu ihr schaut' ich hinan,
sah dann Kapitolinische Tempel,
welche umsonst so nah' unsre Laren gegrenzt.

Die Laternen auf dem Kapitolsplatz sind erloschen, die Tore der Kapitolinischen Museen stehen weit offen und in der Stille rauscht der Brunnen vor der Treppe ohrenbetäubend. Die riesigen Statuen der Dioskuren von den Thermen Konstantins werden jeden Moment ihre Rosse hinunter aufs Forum führen und sie an der Quelle der Juturna tränken wie damals, als sie vom See Regillus kamen. Und Mark Aurel wird seinen Sockel verlassen und erneut in den Krieg gegen Markomannen und Quaden reiten.

* * *

Livius wandelte über den weiten Wiesengrund des Marsfeldes und erblickte dort die Grabmonumente der Dictatoren und Kon-

suln. Am Monument Sullas verweilte er und las die stolze, von Sulla selbst verfaßte Inschrift, daß kein Freund ihn im Guten, kein Feind ihn im Bösen übertroffen habe. Weiter begab er sich zum Hain am Tarentum, wo der Tiber am tiefsten ist. Die Altäre dort waren verlassen und nur einige verwelkte Kränze, mit denen der Wind spielte, erinnerten an die feierlichen Nächte der Ludi Saeculares, in denen Augustus für die Zukunft Roms zu den Göttern gebetet hatte.

Der Wind frischte auf und Livius zog fröstelnd seine Toga enger um sich. Am Horizont erstrahlte hell der Abendstern und aus den Tiberwiesen stiegen die Nebel auf. Der gelbe Mond spiegelte sich in den Pfützen der leeren Rennbahn des Circus Maximus. Livius blickte zum dunklen Palatin hinüber, dessen stolze Giebel sich inmitten von Pinien und Zypressen in scharfen Umrissen gegen den Abendhimmel abzeichneten. Er kam von der Via Appia, wo man ihm auf Befehl des Princeps die Grabkammer der Scipionen vor der Porta Capena geöffnet hatte. Da standen an den Wänden aufgereiht die einfachen Tuffsarkophage der Männer, die den Bezwinger Hannibals hervorgebracht hatten.

Feuer flammte plötzlich auf am dunklen Abhang des Palatin und zog sich schnell zu einer Lichterkette auseinander, die schwankend den Hang entlang kroch. Es waren die Fackelträger des Maecenas, der Augustus besucht hatte und sich nun wieder in seinen Palast auf dem Esquilin begab, Horaz an seiner Seite. Der Wind frischte auf und wirbelte nasse Blätter durch das Tal des Circus. Es roch nach Herbst. Livius bestieg seine wartende Sänfte und zog fröstelnd die Vorhänge zu.

ABBAN

»Nun mach doch kein so trauriges Gesicht!« Gaius Fabullius Macer blickte zu Abban hinüber, der am Fenster stand und keineswegs traurig, sondern trotzig zu ihm hinstarrte. Er hatte ihn gerade für zweihundert Denare von Quintus Iulius Priscus gekauft, der vor dem Schreibtisch des Notars saß und zufrieden die Silbermünzen mit dem Bild des Kaisers Nero zählte.

»So, das hätten wir!« Der Notar erhob sich und schüttelte seinen beiden Kunden und den Zeugen, die den Kaufvertrag unterzeichnet hatten, die Hände. Sie wandten sich zum Gehen.

Abban stand noch immer am Fenster und rührte sich nicht. Priscus sah ihn an: »Geh mit Fabullius Macer! Er ist jetzt dein Herr!«

Macer lächelte und streckte seine Hand aus: »Komm, laß uns gehen!«

Zögernd löste Abban sich aus seinem Winkel und machte ein paar unsichere Schritte auf seinen neuen Herrn zu. Dieser nickte ihm aufmunternd zu. Da ergriff Abban dessen ausgestreckte Rechte und spürte einen angenehm warmen und trockenen Händedruck, während sich die großen kräftigen Finger des Offiziers vorsichtig um die seinen schlossen.

Abban fühlte, daß er bei Macer, den er ebenso lange wie seinen bisherigen Herrn kannte, gut aufgehoben war. Während Priscus noch einige Worte mit dem Notar wechselte, verließen sie das Praetorium.

Als Abban sich an diesem Abend in seinem neuen Quartier schlafen legte, gingen ihm viele Gedanken durch den Kopf. Er war jetzt seit einem Jahr Sklave der Römer und hatte keine Aussicht, zu entkommen. Er wußte nicht, wo seine Eltern geblieben waren,

denn bei der Eroberung seiner Heimatstadt durch die Römer war alles drunter und drüber gegangen. Sein Vater hatte auf der Stadtmauer gekämpft und dort die Aufgabe gehabt, die Verteidiger mit Wasser und Nahrung zu versorgen, da diese wegen der unaufhörlichen Angriffe der Belagerer die Mauern nicht einen Moment verlassen konnten. Und dann war es doch passiert: Die Römer hatten eine Bresche in die Mauer gerammt und ihre furchtbare Kriegsmaschinerie, die allen Völkern überlegen war, drang wie eine Speerspitze in die Stadt ein.

Abbans Heimatstadt ging unter in Feuer und Brand. Dabei waren seine Eltern verschollen. Er selbst wurde von einem römischen Soldaten niedergeschlagen und halb bewußtlos mitgezerrt. Als er wieder klar denken konnte, fand er sich vor der Stadt auf freiem Feld wieder. Um ihn herum war das Stöhnen und Wehklagen vieler anderer Gefangener zu vernehmen, die von den Römern zusammengetrieben worden waren. Immer neue kamen dazu, und die Römer schickten sich an, eine Versteigerung der Sklaven abzuhalten. Der Feldherr jedoch verteilte die Gefangenen unter seine Soldaten und so war Abban zu Priscus gekommen, denn er war der Soldat gewesen, der ihn niedergeschlagen und aus der brennenden Stadt gezerrt hatte.

Priscus war ein rauher Bursche, aber nicht unfreundlich. Abban mußte für ihn alle die Dienste verrichten, die in einem Militärlager so anfielen wie Wasser holen, Nahrung zubereiten, die Kleidung seines Herrn waschen und instandhalten. Da Priscus nur wenige Brocken griechisch und Abban überhaupt kein Latein sprach, fand ihre Verständigung hauptsächlich mit Hilfe der Zeichensprache statt, d. h. Priscus übermittelte Abban seine Anweisungen in einer Art von Zeichensprache.

Priscus war einfacher Flottensoldat, der mit fünf Kameraden in einem Lederzelt wohnte. Als der kurze Feldzug beendet war, ging es zurück nach Seleukia, wo eine Abteilung der Kriegsflotte von Misenum stationiert war. Erst jetzt erfuhr Abban, der die lateinische Sprache allmählich verstehen und sprechen lernte, von Priscus, daß dieser eigentlich Flottensoldat war. Die Flottensoldaten wurden als Hilfstruppen betrachtet und von den eigentlichen Legi-

onssoldaten von obenherab behandelt.

In Seleukia lernte Abban viel über das römische Militär. Er beherrschte jetzt das Soldatenlatein und die Kommandosprache völlig, da er im Lager nichts anderes hörte. Er lernte schnell, da er eine gute Auffassungsgabe besaß. Überdies gefiel es ihm bei der römischen Flotte. Die großen Kriegsschiffe wurden seine Heimat und er lebte mit Priscus auf der Triere Tigris, die mit ihren drei übereinanderliegenden Ruderreihen mächtig auf dem Wasser lag. Er lernte es, sich den Bewegungen des Schiffes anpassend im leichten Wellengang des Hafenbeckens zu wiegen und er schlief auf der Tigris besonders gut.

Jetzt war allerdings Winter und die Seesoldaten lebten an Land. Die Kasernen im Hafen von Seleukia waren geräumig und sauber, jedoch sehnte sich Abban nach der Tigris zurück und konnte auch aus diesem Grund den Frühling und mit ihm den Beginn der Schiffahrtsaison kaum erwarten.

Iulius Priscus war wie viele Soldaten dem Würfelspiel leidenschaftlich ergeben und verlor dabei leider öfter als daß er gewann. So kam es, daß er eines schwarzen Tages alles verspielt hatte und nur noch seinen jungen Sklaven Abban besaß. Schweren Herzens mußte er sich daher beschließen, ihn zu verkaufen.

Abban besaß bei den Seeleuten einen guten Ruf, da er immer freundlich und fleißig war und auch den Zeltgenossen des Priscus allerlei Gefälligkeiten erwies. Der Vorgesetzte des Priscus, der Optio Gaius Fabullius Macer hatte sich mit Abban angefreundet und den aufgeweckten jungen Parther in sein Herz geschlossen. Als er hörte, daß Priscus diesen verkaufen wollte, bot er ihm zweihundert Denare, eine Summe, die eigentlich über dem üblichen Preis für einen Sklaven von Abbans Alter und Herkunft lag. Bei diesem vorteilhaften Angebot konnte Priscus einfach nicht nein sagen, zumal Abban als Sklave seines Vorgesetzten ja nicht aus der Welt sein würde. Im Prätorium von Seleukia ging also der Kauf über die Bühne und Abban wechselte den Besitzer.

Es war jetzt März und die Seefahrtsaison begann. Frühling lag in der Luft und die Schiffe der Flotte wurden überholt und erhielten neue Anstriche. Es roch nach Teer und frischer Farbe und Abban

stand am Kai und blickte voller Stolz auf »sein« Kriegsschiff, die mächtige Triere Tigris.

Eine Hand berührte seine Schulter. Es war Macer, der lächelnd fragte: »Du freust dich schon darauf, in See zu stechen, nicht wahr, Abban?« Strahlend nickte der Junge und sog mit Behagen die frische Meeresbrise ein. – »Wo werden wir hinsegeln, Herr?« – Macer wurde ernst.

»Es geht nach Italien. Der Kaiser braucht unsere Hilfe gegen seine Feinde. Der Befehl kam gestern. Wir werden kämpfen müssen.«

Abban erschrak.

»Wer sind die Feinde des Kaisers?« – Macer antwortete nicht gleich. Er blickte lange übers Meer, dann wandte er sich langsam zu Abban um.

»Ich weiß nicht sehr viel. Es heißt, daß die Gallier sich erhoben haben und nach Rom marschieren wollen, um Nero zu stürzen!«

»Wer sind denn die Gallier?« Abban hatte von diesem Volk noch nie etwas gehört.

* * *

Papyrus London Inv. 229: Kauf eines Sklaven durch einen Optio der Flotte von Misenum.
Seleucia in Pieria, 166 n. Chr.
Kaufvertrag über einen jungen Sklaven von 7 Jahren namens Abban, der auch Eutychus genannt wurde. Der Verkauf wurde in Seleucia Pieriae von einem Seesoldaten an einen Optio des gleichen Schiffes am 24. Mai 166 während des Feldzuges des Mark Aurel und des Lucius Verus gegen die Parther getätigt.

C(aius) Fabullius Macer optio classis praetor(iae) Misenatium (triere) Tigride emit puerum, natione transfluminianum, nomine Abban quem Eutychen sive quo alio nomine vocatur, annorum circiter septem pretio denariorum ducentorum et capitulario portitorio, de Q(uinto) Iulio Prisco, milite classis eiusdem et triere eadem; eum

puerum sanum esse ex edicto, et, si quis eum puerum partemve quam eius evicerit, simplam pecuniam sine denuntiatione recte dare stipulatus est Fabullius Macer, spopondit Q(uintus) Iulius Priscus ; id fide sua et auctoritate esse iussit C(aius) Iulius Antiochus manipularius triere Virtute. Eosque denarios ducentos qui s(upra) s(cripti) sunt probos recte numeratos, accepisse et habere dixit Q(uintus) Iulius Priscus, venditor, a C(aio) Fabullio Macro, emptore, et tradedisse ei mancipium s(upra) s(criptum) Eutychen bonis conditionibus.
Actum Seleuciae Pieriae, in castris in hibernis vexillationis clas(sis) pr(aetoriae) Misenatium, VIIII kal(endas) Iunias, Q(uinto) Servilio Pudente et A(ulo) Fufidio Pollione cos.

Dies ist der Kaufvertrag, der mich auf die Idee zu obiger Geschichte brachte, die ich allerdings im Jahre 68 n. Chr. spielen lasse, in dem Nero gestürzt wurde. Es ist historisch überliefert, daß Nero im Osten stationierte Einheiten der Flotte von Misenum nach Italien rief und aus diesen die sog. Flottenlegion zu bilden befahl. Als nach dem Sturz Neros der neue Kaiser Galba nach Rom kam und die Flottensoldaten von ihm ihre offizielle Anerkennung als Legionssoldaten forderten, ließ er sie von Reiterei umzingeln und ein Blutbad unter ihnen veranstalten. Und hier sollen sich in meiner Erzählung die Wege des Silius und Abbans kreuzen.

EIN STAATSOPFER

Am ersten Januar des Jahres 709 nach Gründung der Stadt trat der Dictator Caesar zusammen mit M. Antonius sein fünftes Konsulat an, das zugleich das erste des Antonius war. Die neuen Konsuln begaben sich an den Kalenden des Januar – dem Neujahrsmorgen – unter Vortritt ihrer Liktoren und feierlich geleitet von Verwandten, Freunden und Klienten aufs Kapitol, um dort dem Iuppiter zu opfern und die Gelübde abzulegen.

Die diesjährigen Konsuln hatten es beide nicht weit: Caesar kam vom Amtssitz des Pontifex Maximus in der Regia, die sich in der Mitte des Forums erhob, und Antonius vom ehemaligen Palast des Pompeius am Abhang der Carinae, den er sich unlängst angeeignet hatte und der ebenfalls in Sichtweite des Kapitols lag.

Iuppiter, der Beste und Größte, der in seinem stolzen Tempel hoch über der Stadt thronte, war der Staatsgott der Römer, denn er garantierte ihre Macht und verlieh allen ihren Unternehmungen Kraft. Roms Geschick und seine Bestimmung waren in Iuppiter Optimus Maximus personifiziert, der Rom zum Wohnsitz erkoren hatte.

In Beisein einer großen Zuschauermenge schickten die Konsuln sich an, das Staatsopfer zu vollziehen. Vor dem Tempel des Iuppiter stand der große Altar, auf dem eine frische Rasendecke lag in Erinnerung an die Frühzeit Roms, wo für jedes Opfer ein neuer Altar aus Rasenstücken errichtet wurde.

Das prächtig geschmückte Opfertier, üblicherweise ein weißes Rind von den Ufern des Clitumnus, dessen Hörner vergoldet waren, wurde von den staatlichen Opferdienern vor den Altar geführt, auf dem ein Feuer loderte und wo die Priester und deren Helfer bereits warteten.

Die Opferzeremonie war durch jahrhundertealte Vorschriften bis ins kleinste festgelegt, und man achtete streng darauf, daß sie entsprechend durchgeführt wurde. Nachdem sichergestellt war, daß sich unter den Teilnehmern keiner befand, der die Opferhandlung beflecken und damit ungültig machen konnte, reinigten sich die Priester und die opfernden Konsuln in einem besonderen Becken mit klarem Wasser die Hände und trockneten sie anschließend an leinenen Tüchern ab. Alsdann wurden alle Teilnehmer der Opferhandlung zu feierlichem Schweigen aufgefordert mit dem altüberlieferten Ruf: »Favete linguis!« und nur noch die Klänge des Tibicen waren zu vernehmen, der mit seinem Flötenspiel jedes störende Geräusch zu übertönen hatte.

Der Opferpriester zog nun einen Zipfel der Toga über sein Haupt und ergriff ein quadratisches Holzbrett, auf dem geweihtes, von den Vestalinnen bereitetes, gesalzenes Schrotmehl (mola salsa) aufgehäuft war. Er stäubte das Mehl zwischen die Hörner des von den Opferdienern festgehaltenen Opfertieres und auch über das Opfermesser. Dieser Teil der Handlung hieß immolatio.

Danach wurden dem Tier die Bänder und der Stirnschmuck abgestreift, während der Opfernde ihm symbolisch mit dem Opfermesser vom Kopf bis zum Schwanz über den Rücken fuhr. An diesem Punkt des Opfers wurde eine Gebetsformel gesprochen, die sorgfältig auswendig gelernt worden war, um jeglichen Fehler zu vermeiden. Denn wenn man sich an irgendeiner Stelle versprach, war die Opferhandlung ungültig und es zog das die Wiederholung der gesamten Opferzeremonie nach sich; zusätzlich mußte noch ein besonderes Opfer zur Sühnung des Fehlers abgehalten werden.

Mit übers Haupt gezogener Toga wurde die vorgeschriebene Gebetsformel stehend und sich nach rechts in Richtung auf die Kultstatue des Iuppiter im Tempelinneren hin umwendend vorgetragen. Dann fand das eigentliche Opfer statt.

Der rechts neben dem Opfertier stehende victimarius fragte: »Agone?« und auf die zustimmende Antwort des Opfernden gab er dem Opfertier mit einer umgedrehten Axt einen wohlgezielten Schlag auf die Stirn, so daß es betäubt in die Knie brach. Sofort riß

der cultrarius das Haupt des Tieres nach hinten und schnitt ihm die Kehle durch.

In den Adern eines ausgewachsenen Rindes fließen etwa zehn Liter Blut, das nun herausströmte und auf den Boden spritzte, so daß die Umstehenden ganz gewiß ihre weißen Togen in acht nehmen mußten. Auf den Augenblick des Todes des Opfertieres hatten alle Teilnehmer der Zeremonie mit besorgter Spannung gewartet und es war für das Gelingen der Zeremonie von entscheidender Bedeutung, daß das Tier rasch und geschickt getötet wurde. Wenn es nicht gut getroffen war oder sich gar vor dem Stoß losriß und weglief, war das ein ganz böses Omen und das Opfer mußte von Anfang an wiederholt werden.

War alles gut verlaufen und das Opfertier vorschriftsmäßig getötet, so wurde es in einzelne Teile zerlegt. Die inneren Organe wurden entnommen, damit sie daraufhin inspiziert werden konnten, ob das Innere des Stieres ebenso makellos war wie sein Äußeres. Das war die Aufgabe des Haruspex. Jeder Makel machte das Opfer wirkungslos, zumal es sich um jene lebenswichtigen Teile des Tieres handelte, die ausschließlich dem Gott zum Verzehr vorbehalten blieben: Es konnte sich sogar die Warnung vor einem Unheil dahinter verbergen. Nach positiv verlaufener Eingeweideschau wurden die Innereien und ein kleiner Teil des Fleisches auf dem Altar als Speise für Iuppiter verbrannt. Der Rest des Opferfleisches wurde an das Volk verteilt.

Der Brauch verlangte, daß nach vollzogenem Opfer und feierlich abgelegten Gelübden die Konsuln sich vor dem Tempel auf ihren elfenbeinernen Amtssitzen niederließen und dort die glückverheißenden Zurufe des römischen Volkes entgegennahmen. Danach wurde im Iuppitertempel selbst die erste Senatssitzung des neuen Jahres feierlich eröffnet.

FABIUS

Ich bin in einer Zeit geboren, die in der gesamten Geschichte einmalig ist. Damit meine ich jene Jahre, in denen die römische Republik zusammenbrach und unter furchtbaren und unabläs-sigen Kämpfen ein neuer Staat geboren wurde.

Viele meiner Zeitgenossen dichten, schreiben Geschichte, geben ihre Reden heraus und verfassen auch sonst noch alles mögliche. Es schreibt einfach jeder, der jemals einen Grammatiker gehört hat und über ein bißchen Schulbildung verfügt. Da auch ich über eine gewisse Schulbildung verfüge, eine Menge erlebt und auch am Bürgerkrieg teilgenommen habe, will ich nun ebenfalls zum Griffel greifen und mein Leben beschreiben – das Leben eines Römers, der im Gegensatz zu vielen anderen, die sich wichtigtuerisch produzieren, in Rom geboren ist.

Das war die Vorrede nach klassischem Muster, wie es bei den Griechen Sitte ist und nun soll endlich die Beschreibung meines Lebens beginnen. Allerdings schmerzt meine Schreibhand schon jetzt, obwohl ich erst dabei bin, das zweite Wachstäfelchen mit meinen Notizen zu füllen. Wachstäfelchen deshalb, weil ich den Text leicht korrigieren kann, indem ich ein Wort, das mir unpassend erscheint, mit dem breiten Ende des Stilus im Wachs ausglätten und mit einem neuen überschreiben kann. Erst dann, wenn ich mit einem Abschnitt zufrieden bin, werde ich ihn auf den teuren Papyrus übertragen. Deshalb diktiere ich auch den Text nicht einem Schreiber, wie das viele tun, denn ich habe die Angewohnheit, ständig zu ändern und zu streichen und auch ganze Sätze neu zu formulieren. Nur wenn ich das Geschriebene beim Schreiben vor mir sehe, kann ich vernünftig formulieren, da ich unglücklicherweise beim Diktieren allzuoft den Faden verliere. Abgesehen davon kann ich mir keinen eigenen Schreiber leisten, da diese spe-

ziell ausgebildeten Sklaven teuer sind.

Aber nun will ich endlich mit meiner Geschichte beginnen. Ich bin am 3. Januar des Jahres 65 geboren und habe somit meinen Geburtstag mit Marcus Tullius Cicero gemeinsam, was ich für ein gutes Omen halte, was meine Schriftstellerei angeht, denn auch Cicero hat viele Schriften veröffentlicht.

Ich erblickte also das Licht der Welt in Rom in einer Insula am Fuße des Palatin, was sich gut anhört, was die Wohnlage angeht, es jedoch leider nicht ist, denn unser Wohnblock stand auf der falschen, das heißt auf der Rückseite des vornehmen Hügels, nämlich an dem Abhang, der auf das Forum Boarium und den Tiber geht. Meine Eltern waren nicht reich, hatten jedoch die Mittel, im zweiten Stock der Insula eine große Wohnung zu mieten, die immerhin so teuer war, daß man für den Betrag, den sie als Jahresmiete aufbringen mußten, in Etrurien ein kleines Landgut hätte kaufen können. Das Erdgeschoß, das am teuersten war, hatte ein reicher Freigelassener des Pompeius gemietet, der eigentlich in Puteoli lebte, aber oft in Rom zu tun hatte. Mancher unter meinen Lesern wird nun die Nase rümpfen und sich fragen, wie ein Mann meiner Herkunft dazu kommt, sein Leben zu beschreiben. Da kann ich nur mit den Achseln zucken und fragen: Warum nicht?! Außerdem hat auch der Dictator Sulla, der bekanntlich von höchstem Adel war, in seiner Jugend – so wie ich – im zweiten Stock eines römischen Mietshauses gelebt. Und selbst Gaius Caesar stammt aus der Subura, dem Armenviertel Roms, wo seine Eltern eine ganze Insula besaßen, deren Erdgeschoß sie selbst bewohnten. Und doch waren sie sogar Patrizier, also der älteste und vornehmste Adel Roms, der noch auf die Zeit der Könige zurückgeht!

Wenn ich die von mir verfaßten ersten Zeilen so überblicke, fällt mir auf, daß ich den Lesern bisher meinen Namen verschwiegen habe. Das liegt nicht etwa daran, daß ich mich meiner Herkunft schäme, sondern ist schlichtweg Vergeßlichkeit, und schließlich soll nach den Regeln, die ich in der Schule des Orbilius gelernt habe, der Autor eines Literaturwerkes sich auch nicht unziemlich in den Vordergrund drängen, sondern sein Werk für sich sprechen lassen. Ich denke jedoch, das gilt für historische Darstellungen und

nicht für eine Autobiographie, wie ich sie zu schreiben beabsichtige.

Also kurz und gut: Mein Name lautet Marcus Fabius. Nur Marcus Fabius, ohne einen Beinamen. Fabius bedeutet Bohnenpflanzer und stammt aus den uralten Zeiten, als praktisch jeder Römer sein eignes Land bearbeitete. Diese Erdverbundenheit meiner Vorfahren liegt auch mir im Blut und noch heute besitze ich an der Via Ostiense weit vor den Mauern ein Grundstück, auf dem das Gemüse für die Familie angebaut wird.

Mein Vater heißt Quintus Fabius, weil er der fünfte Sohn seiner Eltern war. Ich habe demnach vier Onkel, die nach uralter römischer Sitte die Vornamen nach der Reihenfolge ihrer Geburt erhielten und durchnumeriert wurden. Sie heißen also, und das schreibe ich für die Nichtrömer unter meinen Lesern, denn ich hoffe, daß mein Buch auch außerhalb Italiens gelesen werden wird, Primus, Secundus, Tertius und Quartus. Da mein Großvater Marcus Fabius hieß, brach mein Vater mit der Tradition und nannte mich ihm zu Ehren ebenfalls Marcus. Ich jedoch habe meine Söhne nach Männern benannt, die ich bewundere. Jedoch hier greife ich vor, denn ich bin noch lange nicht soweit, von meinen Söhnen zu sprechen, die ich dem Leser erst denn vorstellen werde, wenn wir an dem betreffenden Punkt meiner Lebensgeschichte angekommen sind.

Von den Fenstern unserer Wohnung aus konnte man den runden Tempel des Hercules Victor sehen, der sich direkt am Tiber erhebt. Als ich in Rom das Licht der Welt erblickte, war dieser zierliche Rundtempel mit seinen wunderschönen Marmorsäulen bereits knapp hundertzwanzig Jahre alt und vom Forum Boarium ebensowenig wegzudenken wie der Tempel des Iuppiter vom Kapitol. Das Kapitol ragte hoch über unserem Haus empor, das am Rande des Forum Boarium, dem uralten Viehmarkt stand. Allerdings wurde zu meiner Zeit dort schon längst nicht mehr mit Vieh gehandelt. Als Kind sah ich oft die goldene Quadriga auf dem Giebel des mächtigen Iuppitertempels in der Abendsonne leuchten, wenn ich von meinen Streifzügen, die ich mit Gleichaltrigen zu unternehmen pflegte, abends nach Hause lief.

Nicht weit von unserer Wohnung entfernt lag auch der Circus Maximus. Welch ein herrliches Areal war das für uns, um die verschiedensten Abenteuerspiele zu erfinden! Ich weiß noch, wie wir stundenlang über und unter den Sitzreihen herumtobten und Fangen spielten. Mal war ich ein Räuber, den die Soldaten erwischen mußten, dann wieder spielte ich den Häscher. Aber am liebsten war ich einer von denen, die sich verstecken mußten und mit List und Tücke den Nachstellungen der anderen entgingen. Das machte viel mehr Spaß.

Ein großer Teil der Zuschauerränge war damals noch aus Holz, denn man hatte erst unter dem Konsulat Caesars damit angefangen, die Tribünen in Stein auszubauen. Das ging nur sehr langsam vor sich, zumal Caesar sich in Gallien befand und seine Beauftragten keine Eile damit hatten. Es machte wahnsinnigen Spaß, auf und vor allem unter den hölzernen Konstruktionen herumzuklettern, da es mit allerlei Gefahren verbunden war, denn die Höhe dieser Gerüste betrug bis zu zehn Metern. Es wurden immer wieder Teile ausgebessert und ich erinnere mich mit Behagen an den Duft des frischverbauten Holzes und allerdings weniger gern an die Splitter, die ich mir bei unseren wilden Verfolgungsjagden fast immer in Hände und Arme rammte und die regelmäßig abends von meiner Mutter unter Scheltreden mit einer Pinzette wieder entfernt werden mußten. Wenn mein Vater dann wieder einmal einer solchen Szene beiwohnte, pflegte er zu meiner Mutter zu sagen: »Laß doch die Splitter drin, das wird ihm eine Lehre sein, nicht immer im Circus auf den Gerüsten herumzuklettern. Außerdem eitern die von alleine heraus!« Mutter pflegte bei solchen Empfehlungen nur den Kopf zu schütteln und mit ihrer Splitterentfernung fortzufahren.

Der Circus Maximus war für uns Kinder also ein Paradies. Aber wenn erst die Spiele begannen, wurde es dort richtig aufregend. Dann schlichen wir uns in die Ställe, um die Rennpferde zu bewundern und lauschten den Erzählungen der Stallburschen, die wir bewunderten, weil sie während der Rennen jeden Tag mit den berühmten Wagenlenkern zusammenkamen, von denen ganz Rom sprach. Die Stallburschen, die Sklaven und Eigentum der einzelnen

Rennställe waren, achteten mit Argusaugen darauf, daß wir den Pferden keine Haare aus Schwanz und Mähne rissen, weil sie diese selber an besonders besessene Rennfreunde verkauften, die sich daraus Amulette machen ließen oder sie dazu benutzten, um darüber Beschwörungen für den Sieg der Pferde ihres Rennstalls oder den Beinbruch der gegnerischen Pferde zu sprechen.

FORUM BOARIUM

Seit nunmehr drei Wochen sitze ich im Tempel des Hercules Victor gefangen. Man darf das allerdings nicht wörtlich nehmen: ich hätte den Tempel natürlich jederzeit verlassen können. Da ich jedoch auf den entscheidenden Augenblick zu warten habe, an dem die Bindungen der Jetztzeit sich von mir lösen werden, bleibt mir nichts anderes übrig, als in dem Rundbau auszuharren.

Ich bin Ende Juli hier »eingezogen« und der römische August befindet sich mittlerweile auf seinem Höhepunk. Was das heißt, kann nur der ermessen, der Rom im August erlebt hat! Die brütende, ja wütende Hitze ist unbeschreiblich. Ich habe noch Glück: da der Tempel sehr dicke Wände besitzt und verhältnismäßig hoch ist, zumal durch die vorgelagerten Säulen eine direkte Sonnenbestrahlung der Cellamauern nicht erfolgen kann, ist die Temperatur in seinem Inneren durchaus erträglich. Weit oben sind in regelmäßigen Abständen Fenster angebracht, welche die blendende Helligkeit der Umgebung ins Tempelinnere reflektieren.

Ich denke daran, daß nur ein paar hundert Meter entfernt der Palatin liegt, ausgestorben und seit einigen Jahrhunderten verlassen; eine pflanzenüberwucherte Ruinenlandschaft mit Geheimnissen, die noch des Spatens der Ausgräber harren. Das jedoch kann sich für mich jederzeit ändern!

Ich liege auf meiner Klappliege und starre die runden Wände des Tempels an. Das Dach befindet sich in einer Höhe von knapp acht Metern über mir. Ich bewundere die saubere Arbeit, mit der der antike Baumeister die großen Peperinquadern vor mehr als zweitausend Jahren zu diesen Mauern zusammengefügt hat.

Während ich so vor mich hin sinniere, findet von mir vorerst un-

bemerkt der »Übergang« statt. Erst Stunden später, als ich, wie ich es mir zur Gewohnheit gemacht hatte, nach dem Dunkelwerden Luft schnappen gehe, erkenne ich, daß sich etwas verändert hat.

Ich öffne eine der Flügeltüren des Tempels – von den alten Römern Valvae genannt. Vorsichtig strecke ich meinen Kopf heraus, um nicht von einem zufällig in der Nähe des Tempels Vorübergehenden gesehen zu werden. Jedoch bleibt alles dunkel und leer und nur ein lauer Luftzug streift mein Gesicht. Ich lausche in die römische Sommernacht. Es ist bemerkenswert still. So still, wie ich es in Rom noch nie erlebt habe. So *still*? Das *ist* es, der Übergang muß sich vollzogen haben! Erst jetzt fällt mir auf, wie dunkel die Stadt ist und daß ich keinerlei künstliche Lichtquellen ausmachen kann. Keine Laternen mehr entlang der Straße und auch sonst liegt meine Umgebung in tiefster Dunkelheit. Allein der Sternenhimmel spendet ein ungewisses Licht. Einigermaßen verwirrt wende ich mich zurück ins Innere des Tempels, wo meine Öllampen mit ruhiger Flamme brennen. Doch wie sieht die Cella plötzlich aus? Die Wände bemalt, der Boden glänzend poliert und im Zentrum auf einem hohen Sockel ein riesiges goldenes Standbild des Herkules, dessen bärtiges Gesicht von der spärlichen Beleuchtung in ein unheimliches Zwielicht getaucht wird. Er stützt sich auf eine Keule, so groß wie ein Baumstamm und über seinem Arm hängt ein Löwenfell, an dem noch der Kopf des Löwen zu pendeln scheint, so lebendig wirkt das Ganze im Geflacker der Flämmchen. Ich trete unwillkürlich einen Schritt zurück, denn der Gott wirkt als könnte er jeden Moment auf mich eindreschen. Ich blicke immer wieder zu der Kolossalstatue hoch, bis mir der Nacken schmerzt. Es ist kaum zu glauben: ich befinde mich wahrhaftig in einem römischen Tempel, und, wie ich hoffe, im Jahr einhundert unserer Zeitrechnung. Im Konsulatsjahr des Plinius. Und noch etwas: Der goldene Herkules ist ein alter Bekannter! Noch vor wenigen Tagen habe ich ihn im Kapitolinischen Museum stehen sehen, allerdings in einem ziemlich ramponierten Zustand, während er hier vor mir in nagelneuer Vergoldung aufragt. Das ist freilich kein Wunder, denn er ist ja jetzt zweitausend Jahre jünger, sozusagen erst am Anfang seiner Laufbahn.

Ich denke, wie gut daß es Nacht ist. Ich könnte in meinem zerbröselten Zustand jetzt nicht hinaus nach Rom. Und das ist auch besser, denn die Straßen sind nicht geheuer, wie ich seit meiner Schulzeit weiß. Weiß? Ich weiß gar nichts, habe es mir angelesen. Die schauerlichen Schilderungen Martials vom Inhalt der Nachttöpfe, der den nächtlichen Passanten trifft. Ganz zu schweigen von den Räubern, deren Jagdrevier das nächtliche Rom ist. Und all diese Schilderungen in den römischen Kulturgeschichten und historischen Romanen, die im antiken Rom spielen. Will lieber nicht ausprobieren, ob die Autoren Recht haben. So entscheide ich mich, vorsichtshalber hier im Tempel zu bleiben und mir erst einmal alles genau anzusehen. Ich dürfte schließlich der einzige Mensch der Neuzeit sein, der in aller Ruhe einen authentischen antiken Tempel untersuchen kann. Und diese unfaßbar große Chance will ich schließlich nicht durch einen Schlag auf den Hinterkopf oder einen Messerstich aufs Spiel setzen. Die Stille bekommt mir gut: ich kann nachdenken.

Als ich dann endlich in der Verfassung bin, den Schritt hinaus zu tun, dämmert es bereits. Ich muß auch weg, der Priester könnte kommen, um zu opfern oder auszufegen. Bin mit den Sitten römischer Priester nicht vertraut. Erneut luge ich durch die Flügeltür. Der Platz vor dem Tempel ist zusammengeschrumpft, wird dicht von Gebäuden umsäumt. Santa Maria in Cosmedin mit dem Mund der Wahrheit ist Fehlanzeige. Da steht jetzt das schlichte Gebäude der Statio Annonae.

Als erstes will ich zum Circus Maximus, ich kenne die Gegend gut: wenn ich in Rom bin, führt mein Weg zum Bahnhof an der Pyramide mich gewöhnlich da hindurch.

An der Annona vorbei, einen kurzen Anstieg hoch: Dreistöckig steht die Stirnwand der großen Rennbahn vor mir. Arkaden wie am Colosseum. Hier am Circus wimmelt es von Menschen. Es sind ausschließlich Männer in Tuniken. Ich bemühe mich, sie nicht anzustarren, so fremd ist der Anblick. Und doch irgendwie vertraut. Ich könnte in Kairo oder Tunis sein. Mir geht durch den Kopf, daß Rom erstaunlich levantinisch-morgenländisch wirkt. Was soll's. Ich will zum Circus Maximus. Nach links – Richtung Palatin – öffnet

sich ein Durchgang. Ich stoße fast mit einer Gestalt zusammen, die im dämmrigen Torbogen kaum zu erkennen ist. Ich nehme die Gelegenheit war, zu fragen, was der Anlaß des frühen Menschenauflaufs ist und erfahre, daß heute die großen Wagenrennen zu Ehren des Consus stattfinden. Das ist am 21. August. Jetzt brauche ich nur noch das Jahr herauszufinden.

Fast betroffen machen mich die ungeheuren Dimensionen der Seitenwände des Circus Maximus. Die dreistöckigen Arkadenreihen der Rennbahn erstrecken sich in unendlich scheinender Staffelung vor mir. Das muß eine Seitenlänge von mindestens einem Kilometer sein! Von Osten flutet jetzt die Sonne heran, sie blitzt in den Fenstern der Kaiserpaläste, die zu meiner Linken hoch über mir auf dem Palatin aufragen. Schlagschatten, die die mächtigen Bögen der Unterbauten herausarbeiten wie Tore zur Unterwelt.

Ich kann mich einfach nicht beruhigen über das Aussehen der Menschen. Solche komischen Gestalten habe ich in Natura noch nie gesehen! Ein Lumpengesindel, wie es im Buche steht.

* * *

Plinius und Tacitus gingen im Peristyl von Plinius' Haus auf dem Caelius die Runde. Beide Freunde pflegten ihre Gespräche im Umherwandeln zu führen, da sie dabei besser denken und formulieren konnten. »Sag' bitte, was hältst du von dem merkwürdigen Gefasel des Valerius Martialis?« Fragend blickte Cornelius Tacitus seinen Freund und Kollegen an. »Welches Gefasel?« – »Ach, habe ich dir noch nichts von der Sache erzählt? Also: Da kommt vorgestern ein Mann zu Martial in dessen Wohnung in der Birnbaumgasse, kommt all' die Stufen hochgestiegen, und behauptet, er sei aus der Zukunft!«

Tacitus blieb abrupt stehen, um dem Erzähler fragend ins Gesicht zu sehen.

»Aus der Zukunft? Interessant. Martial ist eben ein Poet!«

Plinius schüttelte heftig den Kopf: »Diesen Gedanken hatte ich zuerst auch, aber dann erzählte mir Martial Sachen, die mich doch nachdenklich machten. Er versprach mir sogar, den Fremden mit

mir bekannt zu machen. Da ich jedoch seit zwei Tagen nichts mehr von der Sache gehört habe, beginne ich doch am Verstand des Dichters zu zweifeln, zumal er seitdem nicht auffindbar ist.«

Tacitus hielt den Freund an der Tunika fest: »Nun bleib' doch mal einen Moment stehen! Was genau hat er denn erzählt?«

»Du wirst es nicht glauben. Also höre!«

* * *

Martial hatte auf dem Tisch ein Service aus glänzend roter Keramik stehen. Er goß mir etwas Wein in einen Becher mit steiler Wandung. Lächelnd nahm ich diesen und befühlte seine glatte Oberfläche, während ich ihn eingehend betrachtete. Martial sah mich fragend an.

»In meiner Jugend hatte ich in einem römischen Kastell im Taunus viel mit dieser Art von Geschirr zu tun. Wir nennen es Terra Sigillata und nennen einen solchen Becher nach seiner Form Dragendorff 33, weil wir damit römische Fundstellen datieren. Übrigens wird diese Form in einigen Jahren aus der Mode kommen und durch eine Becherform mit geschweifter Wandung ersetzt werden, die dann Dragendorff 27 genannt werden wird.«

Jetzt lächelte auch Martial und meinte: »Du mußt mir mehr über deine Zeit erzählen.«

Er legte den Finger an die Nase, wie das seine Art war, wenn er über etwas nachdachte.

Ich mußte daran denken, wie ich in Martials Treppenhaus gestanden hatte. Ich wußte, daß er in einer Insula auf dem Quirinal wohnte. Diese Insula wiederum – die römische Bezeichnung für einen großen Wohnblock – lag in der Birnbaumgasse.

Der Hausflur war ziemlich dunkel und ich hatte überlegt, ob ich die Treppe hinaufgehen und Martial aufsuchen sollte, entschied mich jedoch lieber dafür, vor dem Haus Stellung zu beziehen, um ihn beim Betreten der Insula abzupassen. Ich hoffte nur, daß ich ihn auch erkennen würde. Wie aber sah ein Dichter aus?!

Unter diesen Erwägungen war ich durch das offene Haustor ins

Freie getreten und hatte mich augenblicklich mitten im römischen Volksleben befunden. Wahrhaftig, Martial hatte in seinen Satiren nicht übertrieben! Dabei war dies hier nicht einmal die Subura, sondern ein vergleichsweise gehobenes Wohnviertel.

* * *

Sueton führte mich zu einem Wandschrank aus dunklem Holz, der in einer Wandnische der Bibliothek stand. Mit einem kleinen Metallschlüssel öffnete er dessen Flügeltüren. Augenblicklich erfüllte ein starker Duft nach Zedernöl den Raum. Ich erinnerte mich, gelesen zu haben, daß man in der Antike zum Schutz des empfindlichen Papyrus gegen Insektenfraß dieses Öl einsetzte.

Der Praefekt der palatinischen Bibliothek nahm ein hutschachtelartiges Gebilde aus Metall aus dem Schrank. Als er den Deckel abnahm, sah ich, daß die »Hutschachtel« mit aufrechtstehenden Papyrusrollen gefüllt war. Äußerst behutsam zog er eine von diesen am Knauf des Stabes, um den herum sie aufgewickelt war, heraus und warf einen prüfenden Blick auf das Etikett, das wie ein Preisschild mit einem dünnen, aber haltbaren Faden an der Buchrolle befestigt war. Darauf stand etwas in roter Schrift.

Ihm über die Schulter blickend las ich: EPISTULARUM DIVI AUGUSTI LIBER I.: »Erstes Buch der Briefe des göttlichen Augustus.«

Sueton bemerkte: »Dieser Zylinder enthält den gesamten Briefwechsel des Augustus.«

Ich starrte beeindruckt auf die Schriftrolle, die er mir gereicht hatte. Abgesehen von der Bedeutung, die der Inhalt für mich hatte, hielt ich zum ersten Mal eine Papyrusrolle in meiner Hand, und sie war gewichtiger, als ich vermutet hätte. Wie ich schnell erkannte, lag das an dem kostbar gearbeiteten Metallstab, um den sie aufgewickelt war.

Sueton schloß einen weiteren hölzernen Kasten auf:

»Hier hast du die Erinnerungen des Augustus, die er nach dem Ende der Bürgerkriege eigenhändig in kürzester Zeit nach dem

Vorbilde Sullas verfaßt hat. Danach litt er monatelang an einem furchtbaren Schreibkrampf.«

* * *

Als ich zum Marsfeld kam, sah ich dort ein mittelgroßes Zelt aufgeschlagen, vor dem auf einem kurulischen Stuhl ein Mann in einer Toga saß. Er schien den Himmel zu beobachten, denn er blickte unverwandt nach Westen, Vogelschwärme zogen in verschiedenen Höhen und Richtungen vorbei, wobei manche kreisten, während einzelne Vögel sich absonderten und eine andere Himmelsrichtung ansteuerten.

Der Mann, seiner purpurgesäumten Toga nach ein Amtsträger, saß nicht etwa alleine dort, sondern er war von einer lärmenden Menschenmenge umringt, die wild durcheinander gestikulierte und bebattierte. Es handelte sich um sein Gefolge von Freunden und Klienten, das ihn zur Himmelsbeobachtung begleitet hatte. Ich erinnerte mich, in einem modernen Kommentar zu einer Cicero-Rede gelesen zu haben, daß die römischen Magistrate bei ihrem Amtsantritt den Vogelflug zu beobachten pflegten, um sich für ihre Amtszeit gute Vorzeichen zu holen, was gemäß etruskischem Ritus geschah und seit alters her praktiziert wurde.

Ich ließ mich etwas abseits unter einem Baum nieder, um den interessanten Vorgang zu beobachten. Da ich mich auf eine längere Wartezeit gefaßt machte, lehnte ich mich bequem gegen den Stamm der hochstämmigen Pinie, die Beine ins duftende Gras des Marsfeldes gestreckt. Jedoch schneller, als ich gedacht, war die Himmelsbeobachtung beendet, denn der Togatus stieß plötzlich einen lauten Ruf aus und deutete zum Himmel hinauf. Seinem ausgestreckten Arm mit dem Blick folgend sah ich eine Wolke von Staren – Schwarm konnte man diese Menge von Vögeln nicht mehr nennen – von Westen nach Osten vorbeirauschen.

»Omen ut bonum accipio!« rief der Magistrat unter dem wohlwollenden Beifall und den Glückwünschen seiner Begleiterschar, die laut applaudierte. Und im Nu war das Zelt abgeschlagen, die

Klappstühle eingepackt und der Menschenschwarm entfernte sich in Richtung Stadt, mich unter meinem Baum in der Weite des Marsfeldes zurücklassend. Ich blickte ihnen lächelnd nach und freute mich, diesen Vorgang in Rom mit eigenen Augen gesehen zu haben.